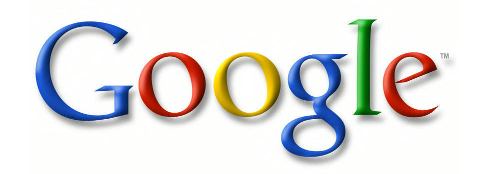
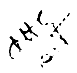





18532
12. 5
Eichendorff - Briefe und Dichtungen - 1906





Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.



Dritte Vereinsschrift für 1906.

Wilhelm Kosch, Briefe und Dichtungen aus dem Nachlaß des Freiherrn Josef von Eichendorff.

Köln, 1906.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

22456

Vereinsgaben der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Komm.-Verlag von J. P. Bachem, Köln. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

1876. Eine Vereinsschrift. 1. Zur Einführung. 2. Prof. Dr. J. Hergenröther. Der heilige Athanasius der Große. 3. Prof. Dr. Franz Kaulen, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. (Vergriffen.) Letztere ist in neuer Auflage bei Herder in Freiburg erschienen.

1877. I. Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube. 2. Aufl. M. 1.20.
II. C. Berthold, Die Herrschaft der Zweckmäßigkeit in der Natur. (Vergriffen.)
III. R. Baumstark, Die spanische National-Litteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige. (Vergriffen.)

1878. I. Dr. P. Haffner, eine Studie über G. E. Lessing. 2. Aufl. (Vergriffen.)
II. Dr. Friedr. Kayser, Eine Nilfahrt. (Vergriffen.)
III. Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano M. 1.80.

1879. I. Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen. M. 2.25.
II Dr. Franz Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520. (Vergriffen.)
III. Heinrich Rodenstein, Bau und Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt. M. 1.80.

1880. I. Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. I. Teil. (Vergriffen.) Eine neue erweiterte Auflage befindet sich in Vorbereitung bei J. P. Bachem in Köln.
II. Dr. P. Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit. (Vergriffen.)
III. Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. II. Teil. M. 1.80. (Siehe I. Teil 1880 I.)

1881. I. Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer. M. 1 80.
II. u. III. Dr. Baudri, Weihbischof. Der Erzbischof von Köln, Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit. (Vergriffen.)

1882. I Prof. Dr. Const. Gutberlet, Der Spiritismus. (Vergriffen.)
II. Karl Unkel, Berthold von Regensburg. M. 1.80.
III. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde. Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. M. 1.20.

1883. I. Dr. Jos. Bohle, P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Kulturbild. (Vergriffen.) In neuer erweiterter und illustr. Auflage bei J. P. Bachem, Köln erschienen. Geh. M 4.– Gebd. M.5.30.
II. Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen. M. 1.80.
III Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's. M. 1.80.

1884. I. Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts. Franziskaner, Dominikaner und andere Missionare. M. 1.80.
II. Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung. M. 1.80.
III. Prof. Dr. Joseph Pohle, Die Sternenwelten und ihre Bewohner. I. Teil. (Vergriffen.) In erweiterter und illustr. Auflage erschienen bei J. P. Bachem, Köln. Geh. M. 8.- Gbd. M. 10 –.

1885. I. Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga, spätern apostolischen Vikars von Norddeutschland. Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zwischen Papst und Kaiser 1703—1709. M. 1.80.
II. u. III. Prof. Dr. Jos. Pohle, Die Sternenwelten und ihre Bewohner. II. Teil. Schluß. (Vergriffen.) (Siehe I. Teil 1884 III.)

1886. I. Dr. W. Pingsmann, Santa Teresa de Jesus. Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. M. 1.80.
II. Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Kongregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert. M. 1.80.
III. Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vikar von Norddeutschland. 1709–1728. M. 1 80.

1887. I. Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Kultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen. Geh. M. 1.80.
II. Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt. M. 1.80.
III. H. Keiter, Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen. M. 1.80.

1888. I. Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang. M. 2.25.
II. Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Kardinal-Erzbischof und Primas von Ungarn, und seine Zeit. M. 1.80.
III. Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne. Darstellungen der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche. M.1.80.

1889. I. P. August Schynse, Zwei Jahre am Congo. Erlebnisse und Schilderungen. Mit 7 Abbildungen. Herausgegeben von Karl Hespers. (Vergriffen.)
II. P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren. Reise-Tagebuch des P. Nep. Hautinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. M. 1.80.
III. Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525. M. 1.20.

1890. I. P. Aug. Schynse. Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ost-Afrika. Reise-Tagebuch. Herausgegeb. von K. Hespers. 1. u. 2 Aufl. (Vergriffen.)
II. Dr. Fr Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520. Mit 9 Faksimiles. M. 1.80.
III. A. M. von Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst. Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. M. 2.–.

1891. I. Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit. Mit einer Kunstbeilage: Bildnis des Malers Veit. M. 2.–
II. Dr. Albert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Kongregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. M. 1.50.
III. H. Keiter, Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. (Vergriffen.)

Aus dem Nachlaß

des Freiherrn Josef von Eichendorff

Briefe und Dichtungen

Im Auftrag seines Enkels
Karl Freiherrn von Eichendorff
herausgegeben, eingeleitet und erläutert

von

Wilhelm Kosch



Köln, 1906

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem

Vorwort.

Eine glückliche Fügung spielte mir 1903 bei der Ordnung des Prager Stifter-Archivs ein Bündel Schriftstücke in die Hände, das zahlreiche Briefe der Freiin Luise von Eichendorff, der Schwester des Dichters, an Adalbert Stifter enthielt. Dieser Fund, den ich im XXI. Band der kritischen Gesamtausgabe von Stifters Werken im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur" in Böhmen vollinhaltlich verwerten werde, bot mir Gelegenheit, dem Enkel des Dichters, Karl Freiherrn von Eichendorff, Hauptmann in Wiesbaden, näherzutreten. Dieser übergab mir im letzten Frühjahr eine Reihe von unbekannten Handschriften aus dem Nachlaß seines Großvaters mit der Bestimmung, sie ehebaldigst zugunsten des Denkmalfonds zu veröffentlichen. Kürzlich, nachdem bereits fast das gesamte vorliegende Material druckfertig gesichtet war, bekam ich noch zahlreiche andere wertvolle Dokumente aus Eichendorffs Nachlaß, die ich jedoch für die sofortige Drucklegung nicht mehr verwenden konnte. Auch gestattete mir der beschränkte Raum, der von der Görres-Gesellschaft für eine Vereinsschrift festgesetzt ist, die Ueberschreitung einer bestimmten Bogenzahl nicht. Ich übergebe daher nur zögernd und mit jedem wissenschaftlichen Vorbehalt diese erste Sammlung aus Eichendorffs Nachlaß der Oeffentlichkeit und beabsichtige das gesamte übrige Material, wenn nicht schon früher, so doch in der von mir vorbereiteten Eichendorff-Biographie gründlich zu benutzen. Bis zur Vollendung dieser abschließenden Arbeit wird freilich noch eine geraume Zeit verstreichen. Aber schon heute fühle ich mich verpflichtet, Herrn Hauptmann Karl Freiherrn von Eichendorff, dem getreuen Nachfahr seines ruhmreichen Hauses, dem verständnisvollen, selbstlosen und opferbereiten Förderer der literarischen Forschung, meinen innigsten Dank auszusprechen.

Ich teile zunächst Briefe, vor allem solche an Eichendorff mit. Die Antworten konnte ich zumeist nicht in Erfahrung bringen. Doch hoffe ich dank eines gütigen Hinweises, der mir vom Geh. Hofrat Professor Dr. Ernst Förstemann in Charlottenburg zuteil wurde, in absehbarer Zeit wenigstens die Antworten Eichendorffs an Karl Ernst Jarcke ausfindig zu machen. Die Verlagsbuchhandlung Leonhard Schrag in Nürnberg, die ich wegen der Beziehungen Fouqués zu Eichendorff anging, versagte mir leider ihre Unterstützung. Die Briefe Eichendorffs an Loeben, über die auch dessen Biograph, Raimund Pissin, nichts mitzuteilen weiß, sind wohl für immer verschollen. Mit Pissins Werk: Otto Heinrich Graf von Loeben, besonders jedoch mit den darin vertretenen Ansichten über Loeben und Eichendorff in Heidelberg, werde ich mich ausführlich im nächsten Jahrgang des „Euphorion" auseinander zu setzen haben.

Der zweite Teil der vorliegenden Sammlung enthält zwei Jugenddichtungen Eichendorffs und Loebens, sowie Entwürfe zu einer Novelle und einem Roman, die Eichendorff wohl in jüngerer Zeit abgefaßt hatte; sie sind vor allem für den Literarhistoriker wertvoll. Das farbensatte, glutvolle Märchen „Die Zauberei im Herbste", das ich in seiner Anmut und

seinem spezifisch romantischen Gehalt nur mit Fouqués „Undine" vergleichen möchte, darf noch mehr eines allseitigen Interesses sicher sein.

Meiner Ausgabe sende ich eine kurze Einleitung voraus, die Anmerkungen besagen nur das Notwendigste. Für sie konnte ich den gleichfalls noch unbekannten Rest des bis 1812 reichenden Tagebuchfragments von Eichendorff benutzen. Die Schrift von Hermann Anders Krüger „Der junge Eichendorff" ist, da ihrem Verfasser nicht einmal die vollständige Abschrift des Tagebuchs vorgelegen hat, in hohem Grade verbesserungsbedürftig. Das Register, das ich meiner Ausgabe beischließe, nimmt auch auf Einleitung und Anmerkungen Bezug.

Die Originale sämtlicher Handschriften mit Ausnahme des Märchens „Die Zauberei im Walde" befinden sich im Privatbesitz der Familie Eichendorff in Wiesbaden und wurden der vorliegenden Ausgabe zugrunde gelegt. „Die Zauberei im Walde" ist in einer alten, augenscheinlich für den Druck bestimmten Abschrift vorhanden, die nicht von der Hand Josefs Freiherrn von Eichendorff herrührt, aber mit seinem Pseudonym „Florens" unterzeichnet ist.

Unser Text entspricht genau den Originalen, nur wurde die alte Rechtschreibung durchwegs in die moderne umgesetzt. Abkürzungen wurden möglichst aufgelöst, dagegen durchgestrichene Stellen unberücksichtigt gelassen.

Zum Schlusse erfülle ich nur meine Pflicht, indem ich der Familie von Sivers in Livland und den Herren Prediger E. Bleich, Archidiakonus in Danzig, Stadtbibliothekar N. Busch in Riga, Chefredakteur Dr. Hermann Cardauns in Köln, Geh. Regierungsrat Rudolf Dietrich in Breslau, Geh. Hofrat Prof. Dr. Förstemann in Charlottenburg, Dr. Paul Heyse in München, Hofrat Professor Dr. Josef Hirn in Wien, Pfarrer Hoppe in Danzig, Geistl. Rat Dr. Jungnitz in Breslau, Professor Dr. Alfred Freiherr von Overbeck in Freiburg (Schweiz), Stadtsuperintendent Reinhard in Danzig, Professor Dr. Gustav Schnürer in Freiburg (Schweiz), Professor Dr. Max Sdralek in Breslau und ganz besonders meinem hochverehrten Lehrer Professor Dr. August Sauer in Prag für mannigfache Unterstützung herzlichst danke. Auch eines jüngeren für Eichendorff begeisterten Freundes gedenke ich an dieser Stelle: Herr stud. phil. Josef Nadler in Prag bemühte sich bei der Abschrift der Handschriften in besonderer Weise. Bereitwillige Förderung erfuhr ich auch durch die Hof- und Staatsbibliothek in München, die Kgl. Bibliothek in Dresden und die Provinzialbibliothek in Hannover.

Ob die vorliegende Quellensammlung mehr Wert besitzt, als den einer bloßen Jubiläumsspende zum 26. November 1907, an dem fünfzig Jahre seit Eichendorffs Tode verflossen sind, werden meine Fachgenossen entscheiden. Die „Zauberei im Herbste" aber möge die Herzen des Volkes erobern, jenes Volkes, das unbeirrt vom elegant gewordenen Bänkelsängertum der Gegenwart, die alten, längst vertrauten Lieder unseres Dichters noch immer nicht verlernt und vergessen hat.

Freiburg im Uechtland, Spätherbst 1906.

Wilhelm Kosch.

Einleitung.

Der Heidelberger Kreis, dieser liebliche, lebenstrotzende, feurige Wildwuchs unserer deutschen Romantik, ist mit dem Namen des Freiherrn Josef von Eichendorff unlösbar und auf das innigste verknüpft. Görres, Arnim und Brentano bildeten das große Triumvirat, von dem eine Erneuerung des literarischen Lebens in Deutschland ausging. Eichendorff kannte sie alle. Als begeisterter Verehrer, als dankbarer Schüler schloß er sich ihnen an. Von ihnen empfing er die mächtigsten Anregungen. Aus dem unversiegbaren Gesundbrunn, den „Des Knaben Wunderhorn" aus verborgenen Klüften ans Tageslicht lockte, schöpfte auch er. Das einzige seiner Gedichte, das wir außer zwei Stammbuchblättern aus dem Jahre 1807 besitzen, das wundersame Lied „Es waren zwei junge Grafen, verliebt bis in den Tod" hat seine deutlichen Vorbilder in der deutschen Volkspoesie allein.

Josef und sein älterer Bruder Wilhelm hatten in Lubowitz eine selige Kinderzeit genossen und in Breslau das Gymnasium besucht. In Halle an der Saale war ihnen die Poesie des deutschen Studententums aufgegangen, soweit dies mit ihrer adeligen Erziehung nicht im Widerspruch stand. Eine weite Reise bis ans nordische Meer hatte ihren Gesichtskreis erweitert. Und so konnten die jungen Barone in jeder Hinsicht wohl vorbereitet ihren Einzug in die altromantische Musenstadt am Neckar halten. Am 17. Mai 1807 kamen sie in Heidelberg an. Görres, der damals als Privatdozent dort lehrte, zog sie sogleich, da sie ihn zum erstenmal sahen, auf das mächtigste an. Am 19. Mai nahmen sie bei Görres eine Vorlesung über den Himmelsbau. „Blaß jung wildbewachsen, feuriges Auge fast wie Steffens, aber monotonen Vortrag," notierte Josef in seinem Tagebuch über den anziehenden Lehrer. Gleich nach dem Kolleg ließ er sich ihm vorstellen, und beide unterhielten sich dann über Steffens und die Franzosen, ein Lieblingsthema von Görres. Die in sehr wechselnder Stimmung bald

ausführlich, bald wieder ungemein wortkarg und flüchtig abgefaßten Tagebücher Eichendorffs lassen an Vollständigkeit sehr zu wünschen übrig. Das eine jedoch geht aus ihnen unzweideutig hervor, daß der junge Dichter dem einsiedlerischen Zauberer, wie er seinen Lehrer später einmal nannte, damals seine ganze Seele verschrieb. Immer und immer wieder erwähnt er seinen Namen, voll Bewunderung und begeisterter Liebe. Auch äußerlich treten sich die beiden näher. Am 19. September lernt Eichendorff in der ästhetischen Abendstunde bei Görres dessen Schwager Lasaulx, Professor der „Gelehrsamkeit“ aus Koblenz, kennen. In seinen Tagebüchern bemerkt er dazu: „Unsere (Josefs und Wilhelms) Unterhaltung über Jurisprudenz mit ihm. Dessen und Görres' vorteilhaftes Urteil über Lafontaines Clara du Plessis, die ich eben jetzt mit ungemeinem Interesse las.“ Auch im Hause Görres' findet er Zutritt. So berichtet er am 31. Januar 1808 von einem Abendbesuch bei Görres, seiner Frau und „niedlichen Schwester“. „Gespräche in der tiefsten Dunkelheit.“ Dies setzt eine ziemliche Intimität im Verkehr Eichendorffs mit seinem Lehrer zweifellos voraus.

Neuere Forscher, die, wie Paul Möbius, das Schwergewicht ihrer Studien auf die psychologische Seite der Charakterentwicklung verlegen, haben in dem Leben hervorragender künstlerischer Persönlichkeiten eine Phase festgestellt, die von einer gewissen Leere, einem taedium vitae ausgefüllt, das Uebergangsstadium vom knabenhaften in den gereiften leiblichen und geistigen Zustand ausdrückt, eine Phase, die um so stärker innerlich wirksam sich gestaltet, je feiner der seelische Organismus von Natur aus beschaffen ist. Auch Eichendorff hat eine solche krankhafte Periode in seiner Jugend durchgemacht. Aus den Tagebuchnotizen vom Januar und Februar 1808 können wir genügende Schlüsse ziehen. So vermerkt Eichendorff am 31. Januar: „Die letzten acht Tage zum Tode betrübt,“ am 28. Februar: „Diesen Monat . . . große, große Schmerzen.“ Eine Ursache für dieses sonderbare Leiden führt er nirgends an. Unglückliche Liebe war es gewiß nicht, sonst hätten wir wenigstens irgend eine leise Andeutung darüber. Nur eine große, unnennbare mystische Sehnsucht, die wir früher in seinen Tagebüchern nicht bemerkten, erfüllt ihn mit einem Male und zu einer Zeit, in der er mit einem krankhaft überreizten, epileptisch veranlagten Altersgenossen eine schwärmerische Freundschaft schließt, die ihn für einige Monate auch literarisch mit beeinflußt. Erst im weiteren Verlauf des Jahres 1808 überwand Eichendorff jenen ungesunden Zustand, brachte seine ursprüngliche kräftige Eigenart zur Geltung und errang auch in der Poesie jene jugendstarke Selbständigkeit, die von nun an seine Dichtungen bis ins späte Alter auszeichnet. So kurz auch jener Zeitraum innerer Irrungen und Wirrungen für

Eichendorff gewesen sein mag, er verdient vom Standpunkt des Psychologen volle Beachtung. Weitgehende literarische Einflüsse hat die Periode jedoch nicht mit sich gebracht, und die jüngst aufgetauchte Ansicht, neben dem Kreise Görres, Arnim und Brentano habe es einen zweiten gegeben, in dessen Mittelpunkt der Pseudoromantiker Loeben stand, muß in dieser Uebertreibung entschieden abgelehnt werden.

Otto Heinrich Graf von Loeben, geboren am 18. August 1786 in Dresden, hatte seit 1804 in Wittenberg studiert und seit 1807 in Heidelberg Aufenthalt genommen. Er verfaßte einige seichte Romane, Novellen und Gedichte, in denen er sich vor allem an Tieck und Novalis ein Muster nahm, ohne freilich ihre Vorzüge auch nur im entferntesten zu erreichen. Trotz seiner spielerischen Manier fand er, wohl infolge seiner persönlichen Stellung, zahlreiche Beziehungen in der literarischen Welt. Von Fouqué wurde er auch als Dichter besonders geschätzt. Er starb nach einem unsteten Wanderleben, frühzeitig erschöpft, am 3. April 1825 zu Dresden. In seinem Leben und in seinen Werken ist er für die deutsche Pseudoromantik eine typische Persönlichkeit.

Die literarischen Einflüsse des grundehrlichen und tiefinnigen, aber ebenso phantastischen und ungesunden Isidorus Orientalis, wie sich Loeben gerne nannte, reichen bei Eichendorff über einige Wochen nicht hinaus. Diejenigen, die mehr behaupten, sind uns den Beweis für die Richtigkeit ihrer Meinung schuldig geblieben. Bald trat die große Kluft, die im völlig verschiedenen Wesen der Freunde begründet war, klar zu Tage, und Hermann von Eichendorff hat recht, wenn er bemerkt, diese Kluft sei nur durch persönliches Wohlwollen zeitweilig überbrückt worden.

Erst ein halbes Jahr nach dem Bekanntwerden mit Görres, am 15. November 1807, kam Eichendorff mit Loeben in Berührung. Und erst am 4. Januar 1808 bekannte er ihm sein lange gehütetes Herzensgeheimnis, daß er gleichfalls dichte. Von nun entfaltete sich in dem studentischen Freundeszirkel, dem außer den beiden Eichendorff und Loeben vor allem auch zwei junge Theologen, Strauß und Budde, angehörten die bezeichnend genug niemals als Dichter hervortraten, ein immer regeres geistiges Leben. Görres blieb jedoch für Eichendorff nach wie vor das leuchtende Vorbild. Am 29. März 1808 „schloß Görres", so berichten die Tagebücher, „vor einem zahlreichen Auditorium (v. Arnim) sein himmlisches Kollegium herrlich".

Arnim wird sonst nur zweimal, am 2. und 14. Februar 1808, namentlich erwähnt, Brentano überhaupt nicht. Und so ist sehr wahrscheinlich, daß Eichendorff erst nach seiner Pariser Reise, also im Mai 1808, mit den beiden in nähere Fühlung trat. In Paris hatte Eichendorff unter anderem Abschriften für seinen Lehrer Görres besorgt, die

dieser dann in seinen Zusätzen zu den deutschen Volksbüchern (Heidelberger Jahrbücher 1808, 409 ff.) verwertete. Am 6. Mai war Eichendorff sicher wieder in Heidelberg, denn Loebens Tagebuch vermerkt an diesem Tage, abends seien die Brüder (ohne ihn) bei Görres geladen. Vermutlich kam damals Eichendorffs persönliche Bekanntschaft mit Arnim und Brentano zustande. Damit würde auch stimmen, daß Loeben die beiden erst in Berlin 1810 kennen lernte. Da Eichendorffs Tagebuch für 1808 am 3. April abbricht, können wir darin keine näheren Aufschlüsse finden. Ich schließe mich im übrigen vollständig Reinhold Steig an, dessen Ansicht (Deutsche Literaturzeitung XX, 266 ff.) durch mich nur noch mehr gestützt werden soll.

Aus dem Jahre 1808 besitzen wir nämlich eine Ballade von Eichendorff, die „Zauberin im Walde", aus dem Jahr 1809, ein religiöses Gedicht von ihm, „Das Gebet." Beide Gedichte stehen mit einem Prosamärchen, das allen bisherigen Forschern unbekannt blieb und wohl niemals gedruckt, erst jetzt aus Eichendorffs Nachlaß an die Oeffentlichkeit tritt, mit seiner „Zauberei im Herbste" in organischem Zusammenhang. Dieses Märchen enthält ein dreistrophiges Lied, das später unter Wegfall der ersten Strophe und mit einer Verbesserung in der zweiten als eben jenes „Gebet" (1809) in die Sammlung der „Gedichte" überging. Die Ballade „Zauberin im Walde" (erschienen in Asts „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" 1808, IV, 40 ff.) ist unter dem Einfluß von Tiecks Zeichen im Walde und Brentanos „Lore Lay" entstanden. Das uralte Tannhäusermotiv vom zauberschönen Weib und dem Jüngling, der an dessen Reizen zugrunde geht, behandelt auch das Märchen „Die Zauberei im Herbste", das sich vor allem an den zweiten Teil von Tiecks „Getreuem Eckart und Tannenhäuser" anschließt. Abgesehen von stilistischen Beziehungen ist die Uebereinstimmung der Motive so groß, daß jeder Zweifel ausgeschlossen ist, ob Eichendorff diese Dichtung auch wirklich gekannt hat. Ich will von den übereinstimmenden Einzelheiten nur die hauptsächlichsten erwähnen. Hier wie dort treffen sich zwei längst geschiedene Freunde plötzlich wieder. Der eine stellt sich uns als Ritter dar, der den Pilger, der seinem Schlosse naht, als seinen verloren geglaubten Jugendfreund erkennt und zu sich lädt. Dieser erzählt nun seinen wunderlichen Lebenslauf, wie er einmal in einem Wald einen Rosengarten gefunden, darin einen Palast mit einem schönen Mädchen, wie er immer und immer wieder dahin zurückgekehrt, bis er eines Tages erfuhr, seine Geliebte sei die erzwungene Braut eines anderen. Er lauert seinem Nebenbuhler im Gebirge auf und ermordet ihn. Bis hierher ist die Fabel bei Eichendorff und Tieck dieselbe. Nach einer kleinen Aenderung nimmt sie der jüngere Dichter vom älteren neuerdings auf.

Der Pilger erzählt nun in beiden Märchen die Geschichte seiner Verführung durch ein Zauberweib, seine allmähliche Selbstbefreiung und seine Buße. Ein seltsamer Wahnsinn blitzt aus seinen Augen, da er sich dem Freund eröffnet. Vergeblich sucht nun der Ritter seinen Gast zu überzeugen, daß jene Geliebte, seine damalige Braut, seit langem seine Gattin sei und er selbst niemals mit ihm auf Tod und Leben gekämpft habe. Der Pilger verläßt das Schloß von Angst und Wahnsinn gepeitscht. Auch aus dem „Blonden Eckbert" hat Eichendorff Motive in sein Märchen herübergenommen. Ich hebe hier nur den singenden Zaubervogel hervor, der in beiden eine besondere Bedeutung hat. Dann möchte ich noch auf Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz" hinweisen, deren glutvoller, sinnberückender Sprache Eichendorffs Märchen ähnelt und mit denen es Situationen gemein hat, die wohl kaum als zufällige Uebereinstimmung können gedeutet werden. Brentano selbst schreibt von diesem epischen Zyklus, den er 1804 begann und, ohne ihn zu vollenden, bis 1812 fortsetzte, in einem Brief an den Maler Philipp Otto Runge: „Die alte Fabel des Tannhäusers ist auf eine andere Art, wie Tieck es tat, darin gelöst und eingeflochten, sowie die Erscheinung der Zigeuner in Europa und der Ursprung der Rosenkreuzerei . . ., der Pilgerfahrten und der K r e u z z ü g e als Episoden . . . poetisch begründet werden." Brentanos Werk ist ein Lebensbekenntnis und das religiöse Moment der eigentliche Kern der Dichtung. Merkwürdig ist nun, daß Eichendorffs Märchen zum Unterschied von den Tieckschen, die ohne Zeitangabe spielen, die Handlung ebenso wie Brentano in die Zeit der Kreuzzüge verlegt. Auch bei ihm ist von den Glocken eines Doms die Rede. Biondetta aus den „Romanzen vom Rosenkranz" konnte für das verführerische Weib in Eichendorffs Märchen vorbildlich sein. Ihr lockendes Liebeslied mit der Strophe:

„Weiß und rot ist, den ich minne,
Golden sich sein Haupt erhebet;
Wenn ich seine Locken spinne,
Schwarz die Nacht den Mantel webet."

findet ihr Echo bei der „Zauberei im Herbste", wenn ihre Sirenenstimme singt:

„Golden meine Locken wallen,
Süß mein junger Leib noch blüht . . .
Schlanke Arme zu umfangen,
Roten Mund zum süßen Kuß,
Weiße Brust, dran zu erwarmen,
Reichen, vollen Liebesgruß
Bietet dir der Hörner Schallen,
Süßer, komm, eh' sie verhallen."

Allerdings stimmt Brentanos Fassung mit den folgenden zwei Versen aus dem auch sonst von ihm paraphrasierten hohen Lied Salomonis (V 10, 11: „Mein Geliebter ist weiß und rot, auserkoren aus Tausenden. Sein Haupt ist das beste Gold; seine Haare sind wie Palmenkronen rabenschwarz") überein, und es wäre möglich, daß auch Eichendorff unabhängig von Brentano jene Stelle nachgebildet hätte. Weitaus schwerer wiegt aber die Uebereinstimmung der beiden in ihrem Hauptmotiv. Ich meine das Venusbild, das in dem Prosaentwurf zu den „Romanzen vom Rosenkranz" die Entwicklung der späteren Handlung bestimmt (vgl. Brentanos Ges. Schriften III, 466) und in der „Zauberei im Herbste", der Urform des „Marmorbilds", eine ähnliche geheimnisvoll-symbolische Verwendung findet. Raimund Pissin vermutet in seiner Biographie des Grafen Loeben (309), dieser habe aus Brentanos Werk die Anregung zu seiner weißen und roten Rose (Gedichte 1810) geschöpft. Wilhelm von Eichendorffs „Zauberische Venus" sei wohl durch die Romanzen beeinflußt worden und habe möglicherweise Loeben das Motiv zu seiner „Leda" vermittelt, vielleicht auch Josef das Motiv zum „Marmorbild". Dieser Umweg ist überflüssig. Die Entstehungsgeschichte des „Marmorbilds" war bisher gänzlich unbekannt. Ich will sie im nächsten Jahrgang des „Euphorion" darzustellen versuchen und stelle hier nur fest, daß die „Zauberei im Herbste" den Kern des späteren Novellenmärchens bildet, eine Tatsache, die schon der flüchtigste Vergleich ergibt. Nun ist die „Zauberei" spätestens 1809 entstanden, da es jenes in den Werken mit 1809 datierte „Gebet" enthält, das wiederum, was meine genaue Untersuchung ergab, nur aus dem Zusammenhang mit dem Märchen erklärt werden kann und in dieser Umrahmung die erste Fassung bildet. Nebenbei bemerke ich, daß die Verbindung der Begriffe Venus und Maria, die den „Romanzen vom Rosenkranz" zugrunde liegt, Eichendorff in einer anderen, ungefähr gleichzeitigen Dichtung „Maria Magdalena" (vgl. Eichendorffs Jugendgedichte, herausgegeben von Pissin. Berlin 1906, 45 ff.) wiederholt.

Wenn nun bei Eichendorff Motive aus Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz" verwoben sind, so kann er diese nur aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft haben. Dann aber auch nur in Heidelberg, da er später erst, 1810, in Berlin mit ihm neuerdings zusammentrifft.

Mit einer anderen Dichtung möchte ich die Zauberei im Herbste augenblicklich noch in Betracht ziehen, mit der „Wasserlilie" des Grafen Loeben, einem Märchen, das gleichfalls bisher unbekannt war. Welchem Jahr es seine Entstehung verdankt, konnte ich nicht feststellen. Aber der Umstand, daß es neben anderen Gedichten Loebens aus den Jahren 1810—12 vorgefunden wurde, läßt den Schluß zu, es sei ungefähr

gleichzeitig wie „die Zauberei im Herbste" verfaßt worden; es kommt nur darauf an, ob früher oder später und ob das eine Märchen von dem anderen beeinflußt sei. Beiden liegt ein erotischer Stoff zugrunde, in beiden werden die Schicksale zweier Freunde seltsam in einander verwoben. Dies ist aber auch alles, was wir als Gemeinsames beobachten können. Die übrigen stofflichen Aehnlichkeiten sind allgemein romantische Motive. Stilistische Beziehungen vermag ich noch weniger nachzuweisen. Der „Wasserlilie" haben gewiß weder Tieck noch Brentano zu Paten gestanden. Loebens Mimili-Süßlichkeit hält den Vergleich mit Eichendorffs sinnenfreudiger, bis in die tiefsten Wurzeln gesunder und keuscher Jugendglut nicht im mindesten aus. Und es kann kaum eine bessere Widerlegung der Literaturfabel von Loeben als Lehrer Eichendorffs gefunden werden, als wenn man die beiden zeitlich nicht weit auseinanderliegenden Dichtungen auf ihr Verhältnis zu einander prüft. In der „Zauberei im Herbste" ist ebensowenig ein Einfluß Loebens nachweisbar wie in den berühmten Liedern Eichendorffs, die in den Jahren 1809 und 1810 entstanden sind („O, könnt' ich mich niederlegen . . .", „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben . . .", „O Täler weit, o Höhen . . .").

Jedenfalls hat 1809 das Verhältnis zwischen den beiden Jugendfreunden einen argen Stoß erlitten, was aus dem von mir mitgeteilten Brief Loebens vom 8. November deutlich hervorgeht. Ihr Aufenthalt in Berlin im nächsten Jahre brachte sie einander persönlich wieder ungemein nahe. Aber die literarischen Beziehungen erkalten immer mehr, endlich auch die Freundschaft. Der Dichter erkennt den Dilettanten, ja er vernachlässigt ihn. Und je eindringlicher Loebens wehmütige Klagen sich gestalten, um so fester müssen wir überzeugt sein, daß Eichendorff nur diesen zu Liebe die Korrespondenz aufrecht erhielt. Sein gutes Herz konnte keine Bitte versagen. So schleppte er mühselig ein Verhältnis bis 1816 weiter, das innerlich schon 1808 erloschen war, und wenn er als Greis in seinen Erinnerungen „Erlebtes" offenherzig bekannte: „Er (Loeben) hatte in Heidelberg nur wenige sehr junge Jünger, die ihn gehörig bewunderten", so ironisiert er eigentlich nur sich selbst, wie er es früher noch vor Erscheinen von „Ahnung und Gegenwart" mit seinem Freund getan. So bemerkt er in seinem Tagebuche am 26. Januar 1812: „Mad. Schlegel . . . zeigt uns (Josef und Wilhelm) einen Brief von Loeben, der wie eine Butterschnitte aufgeschmiert und voll hoher Redensarten war;" am 10. Februar 1812 „erhielten wir endlich Loebens Arkadien nebst einem Exemplar für Schlegel," am 13. „ging ich gleich vom Essen aus dem Bierhaus zu Schlegels, die ich nach dem Tisch und Friedrich wie gewöhnlich etwas illuminiert fand. Als ich ihm Arkadien übergab: Ach,

ich bin auch in Arkadien gewesen! Schafpoesie. Ich soll Loeben schreiben: Sei doch nicht so talket." (Bisher ungedruckt.)

Trotz der großen Wesensverschiedenheit der Charaktere Eichendorffs und Loebens, ja gerade deshalb sind die Briefe unseres Pseudo-Romantikers von hohem Intresse, nicht nur psychologisch. Der wichtigste ist jedenfalls derjenige, der die Besprechung von „Ahnung und Gegenwart" enthält, die Eichendorff mit eigenhändigen Randglossen versah. Der Literaturforscher wird aus diesem Schreiben wichtige Aufschlüsse über die Vorbilder und Absichten dieses Romans gewinnen.

Im Hinblick auf den übrigen Teil der vorliegenden Sammlung darf ich mich kürzer fassen. Er enthält vor allem zwei Briefe der jungen Barone Eichendorff aus der Breslauer Konviktszeit an ihren ehemaligen Spielkameraden Josef Sontag, der, ein schlichter Förster, fast 40 Jahre später, 1841, als sein Sohn bei den Potsdamer Gardejägern dient, mit den Originalen herausrückt, um beim Geh. Regierungsrat Josef von Eichendorff alte Erinnerungen wachzurufen und eine Unterstützung dieses Sohnes zu erbitten. Die beiden Jugendbriefe sind wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. Denn sie offenbaren in unverhüllter Weise den edlen, herzlichen, wahrhaft volkstümlichen Charakter, in dem die Brüder Eichendorff sich auffallend gleichen. Interessant ist die Handschrift Josefs, der damals, 1803, fünfzehn Jahre alt, so schön und ausdrucksvoll schrieb, daß seine Schriftzüge auch heute noch mit wahrem Genuß zu lesen sind. Von der krausen, staatsmännischen Form, die er später liebte, haben sie noch nichts an sich.

Neben einigen kurzen Mitteilungen von Fouqué, Hitzig und Nicolovius, die uns in Eichendorffs reiferes Mannesalter hinüberleiten, veröffentliche ich das Schreiben von Leberecht Dreves, mit dem er Eichendorff das Manuskript seiner „Gedichte" sendet.

Der größte Teil des Eichendorffschen Nachlasses wurde bei Lebzeiten des Dichters vernichtet. Auch die meisten seiner Familienbriefe sind so für immer verloren gegangen. Von den wenigen, noch erhaltenen, teile ich einen aus dem Revolutionsjahr 1848 mit. Er ist an Hermann von Eichendorff gerichtet und aus Dresden datiert.

Die Korrespondenz mit dem Calderon-Ueberſetzer Franz Lorinser behandelt rein literarische Dinge, während die Briefe von Karl Ernst Jarcke und Heinrich Förster auch kirchenpolitische Fragen berühren. Ergänzend zu Jarckes Mitteilungen tritt ein Schreiben des protestantischen Theologen Theodor Kniewel, der ihm und Eichendorff von Danzig her wohl bekannt war, eine Art religiöser Schwarmgeist aus dem Mittelalter in die Neuzeit übertragen.

Wir merken den Umschwung, der in Eichendorffs Leben mittlerweile eingetreten ist. Hatte er einst dem deutschen Volk und Vaterland die ersten Brandopfer seiner Jugend dargebracht, so trat er im Alter als glaubensmutiger Streiter für seine bedrohte Kirche ein. Ich nannte Eichendorffs Frontwechsel einen Umschwung, aber es war nur ein Umschwung, den ihm die äußeren Verhältnisse aufgenötigt hatten. Er war in seiner Jugend ebenso religiös gesinnt wie in den Tagen an seines Lebens Neige. Und auch sein glühender Patriotismus hatte nie eine Abkühlung erfahren. Nur die Zeiten waren anders geworden und seine Kämpfernatur verleugnete er nie. Hatte einst die Liebe zur deutschen Heimat und zur deutschen Freiheit in ihm den Lyriker und Romanschriftsteller groß gezogen, so schrieb er als gereifter Mann seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" zur Verteidigung des Katholizismus und der Romantik. Karl Ernst Jarcke, der ausgezeichnete Publizist und geistvolle Staatsmann, bot, wie aus den vorliegenden Briefen hervorgeht, die erste Anregung dazu. Aus ihnen erfuhr Eichendorff auch den Namen Adalbert Stifter zum ersten Mal. Beide Dichter sollte später die herzlichste Seelenfreundschaft verbinden. Aber auch sonst fällt aus jenen Zeilen ein neues Licht auf die noch lange nicht entwirrten Literaturverhältnisse der Metternichschen Zeit.

Mitten in den religionsphilosophischen Kampf führt uns wieder ein Brief des Breslauer Fürstbischofs Heinrich Förster, dessen gottergebene, kindlich-fromme Gelehrtennatur sich mit einem hohen Sinn für künstlerische Schönheit vereinte. Seine persönliche Stellungnahme zur Güntherschen Philosophie, deren Verurteilung ihn mit tiefer Betrübnis erfüllte, teilte auch Eichendorff. Wie in literarischen Dingen, waren beide auch hierin Gesinnungsgenossen.

Die begeisterte Verehrung, die Eichendorffs Muse allenthalben fand, mag dem greisen, vielgeprüften Dichter in seinem letzten Lebensjahr ein süßer Trost gewesen sein. Konnte er doch aus ihr ermessen, daß seine Poesie hüben wie drüben weit über die konfessionellen Schranken hinaus ihr Echo gefunden hatte. Des jungen Paul Heyse liebevoller Huldigungsbrief war auch ein Teil davon.

Eichendorff liebte den Kampf, aber nur um des Friedens willen. Als Karl von Holtei ein Jahr vor dem Hinscheiden unseres Dichters diesen um einen poetischen Beitrag „für den evangelischen Friedhof in Graz" anging, da trug der sonst so streitbare Katholik kein Bedenken, die Bitte zu erfüllen. Sein letztes Werk war eine Liebestat. Und so schied der getreueste Ritter der Romantik in Wehr und Waffen zwar, aber mit dem immergrünen Oelzweig um die stolzaufragende Stirn.

Briefe.

I.

Otto Heinrich Graf von Loeben an Josef und Wilhelm Freiherren von Eichendorff.

1.

Stift Joachimstein bei Görlitz in der Oberlausitz,
8. November 1809.[1])

Geliebter Freund! — so groß mein Glück bei Empfang Deines Briefes in jedem anderen Augenblicke gewesen sein würde, so schmerzlich war mir doch diesmal der Anblick Deiner Zeilen, und die aus denselben hervorspringende Gewißheit, daß Du die Art, in welcher mein vorletzter Brief niedergeschrieben war, nicht erwartet hattest.[2]) Seit ich ihn

---

[1]) Loeben traf am 24. Mai 1808 auf dem Familiengute Nieder-Rudelsdorf zu längerem Aufenthalt ein, nachdem er sich von Josef und Wilhelm am 18. Mai in Nürnberg getrennt hatte. Ueber das Jahr 1809 weiß Loebens Biograph Raimund Pissin (Otto Heinrich Graf von Loeben, Isidorus Orientalis. Sein Leben und seine Werke. Berlin 1905) nichts Genaueres zu berichten. Das (evangelische) adelige Fräuleinstift Joachimstein bei Görlitz, das in lebhaftem Verkehr mit Nieder-Rudelsdorf und den benachbarten Familiensitzen stand, beherbergte damals eine Reihe junger Damen von herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Loeben scheint sich in ihrem Kreise überaus wohl gefühlt zu haben (Pissin 177), zumal da seit September 1809 seine Mutter dort das Amt einer Stiftshofmeisterin bekleidete.

[2]) Ueber die dem vorliegenden Brief vorausgehende Korrespondenz war außer folgenden (bisher ungedruckten) Aufzeichnungen in Josefs Tagebuch nichts zu ermitteln. Dieses vermerkt: „21. (Oktober 1809) erhielt ich zur freudigsten Ueberraschung einen Brief von Loeben nebst einer Ode an mich und beantwortete denselben noch diesen Tag mit der Bitte, nach Breslau zu kommen." — „1. (November 1809). Heute noch spät überraschte mich . . . ein Brief von Loeben, dessen merkwürdiger Inhalt augenblicklich in mir den plötzlichen Entschluß bestimmte, schleunigst Breslau zu verlassen und nach Berlin abzureisen, wozu nachgehends alle Anstalten getroffen wurden." Ob nach diesem letzten geheimnisvollen Brief J. v. Eichendorff Loeben, den er nach Breslau geladen hatte, entgehen wollte oder aber hoffte, den verstimmten Freund in Berlin zu treffen und sogleich aufzuklären, bleibt dahingestellt. Jedenfalls ist sicher, daß sich bereits damals zwischen beiden eine Kluft auftat, die später zu völliger Entfremdung führte. Ein Brief J. v. Eichendorffs an Loeben vom Juni 1809 (Meisner, Gedichte aus dem [Berliner] Nachlaß des Freiherrn Josef von Eichendorff, Leipzig 1883, 61 ff.) wendet sich entschieden gegen jene Poesie, die, wie Jean Paul sagt, mit Aether in Aether male. Er ist eine direkte Absage an Loebens Tendenzen, denen nachzugeben der junge Dichter einige, wenn auch nur kurze Zeit in Gefahr stand.

fortschickte, hat der Gedanke an Dich, an den Augenblick, wo Du ihn empfangen würdest, an Deine Antwort mich rastlos beschäftigt, und mit unbeschreiblicher Bangigkeit sah ich Deinen Zeilen entgegen. Vorwürfe über die Härte jenes Briefes hätte ich vielleicht verdient, wenigstens würden sie mich nicht so quälend ergriffen haben, als mich die Lakonik Deiner Feder ergreift. Mit einer Empfindung, die ich Dir nicht bezeichnen muß, las ich Deine Zeilen und verstummte, daß ich schon am Ende war, las sie wieder und lese sie noch einmal und wieder und verstumme rastlos von neuem. Ich fühle in jedem Deiner einfachen Worte den Kampf, den Du überstanden, und die Schwierigkeit Deines Sieges; ja, das Gefühl quält mich am meisten, daß Du, Teurer, Dich Deines Sieges vielleicht nicht freuen kannst, daß das Opfer so groß ist, daß sogar unser Wiedersehen dadurch für Dich an Reiz verliert. Um seines Inhaltes willen mußte jener vorletzte Brief Dir wehtuend sein; tat ich selbst aber auch noch Dir weh, und waren die Meinungen, die Grundsätze zu hart und zu scharf, die ich im selben hingestellt, so bitte ich Dich mit dem ganzen Feuer meiner *zärtlichen brüderlichen* Liebe: vergib dem Feuereifer des Freundes, o Freund! Schon während ich ihn schrieb, habe ich in meinem Herzen die Wahrheit jener Stelle bestätigt gefühlt:

> — — ich weiß, daß ich dir folge,
> Und müßt' ich Dich am milden Tajo finden,
> Am rauhen Strand der Wolge;

ungeachtet ich Dir schrieb, ich begriffe nicht, wie Ihr mir Breslau vorschlagen könntet, war mein Herz doch damals schon gesinnt, Euch nach Breslau zu folgen, wo Ihr mir keine Hoffnung für Berlin geben könntet. Noch erbiete ich mich, nach Breslau zu kommen, im Fall das Opfer, nach Berlin zu gehen, Euch zu schwer wird. Lieber will ich Euch das Opfer bringen, als mir vorwerfen zu müssen, daß *ich* es verlangt und daß vielleicht am Ende unseres Aufenthalts in Berlin das Resultat nicht so fruchtreich und nicht so erfreulich wird, als ich mir's denke — denke, d. h. ahnde. Darum bitte ich Dich dringend: bringe mir kein Opfer, was Dich reuen könnte; kannst Du und Wilhelm mit mir in Berlin sein, so werde ich mich beglückt fühlen, untröstlich aber würde ich sein, wenn ich etwas von Dir verlangte, was Dir zu erfüllen schwer wird; am Ende freilich haben wir die Welt, wo wir *uns* haben, und so wird, genau genommen, der Unterschied zwischen Berlin und Breslau nur in einer schönen Einbildung bestehen; — untröstlich würde ich sein, wenn ich Euch erst bestimmt hätte, nach Berlin zu gehen, und dann doch bemerkte, daß der Aufenthalt in Breslau Euch lieber gewesen sein würde — noch bin ich zu dem Opfer bereit, so lieb es mir auch wäre, wenn

ich Euch in Berlin umschließen soll. Nächstens erwarte ich ja schleunigst Eure letzte definitive Antwort, die mich freilich glücklich macht, wenn sie wie die heutige für Berlin lautet. In den 20. dieses Monats reise ich ab. Sollte es keine Zeit mehr sein (was unmöglich ist), mir von Berlin aus Nachricht zu geben, wo ich Euch treffe, ob wir ein Quartier haben rc. rc., so bitte ich Dich, mich einen Avis auf der Post in Berlin finden zu lassen, damit ich sogleich bei Euch absteige und so keinen Augenblick verzögere, wo es gilt, uns wiederzusehen und einer Freude zu genießen, der unser Herz so lang und so sehnsuchtsvoll entgegenschlug. Ich verlasse mich darauf, auf der Berliner Post Eure Adresse zu finden, damit ich sogleich Euch aufsuche und womöglich bei Euch absteige. Mit Ungeduld harre ich Deiner Antwort. Laß mich nicht warten. Laß mich alles in Deiner Seele lesen, sprich mir von jener Ode und von meinem Briefe. Es ist schlimm, daß wir nicht zusammen reisen können; so bleibt alles unbestimmt noch und schwankend, und erhalte ich keinen Brief aus Breslau mehr, so muß ich mit meiner Abreise gerade warten, bis ich einen Brief von Euch aus Berlin erhalten, da ich ja sonst nicht wissen kann, ob Ihr von Breslau abgereist seid. Gottes Sterne mögen Euch leuchten! Es ist beschlossen, daß wir uns sehen, die Trennung höre auf. Wie werden wir — sei's in Breslau, sei's in Berlin — auf alle Hindernisse lächeln, wenn wir uns umarmt halten! Sanft war unser Abschied in Nürnberg, aber so mild, aber so lieblich, nur freudiger wird das Wiedersehen uns sein! Umarme Wilhelm. Ich liebe Dich unaussprechlich. Versichere Deinen Bruder meiner innigsten Liebe.

2.

St. Joachimstein bei Görlitz in der Oberlausitz,
18. November 9.[1])

Diesen Nachmittag erhielt ich meinen letzten Brief an Dich, mein geliebter Freund, aus Breslau zurück, und auf der Adresse war die Notiz, Du seiest abgereist und kämst nicht wieder. Somit war ich freilich aus meiner Ungewißheit gezogen, wo ich Euch wiedersehen würde, aber ich muß dennoch einen Brief aus Berlin von Euch abwarten, ehe ich meine Reise antreten kann. Ich rechne darauf, ihn in diesen Tagen zu erhalten und so binnen fünf bis acht Tagen Joachimstein zu verlassen. Er

---

[1]) J. v. Eichendorffs Tagebuch enthält folgende Notiz vom 21. November 1809: „Holte auf der (Berliner) Post Loebens Brief an mich vom 14. Oktober und um 4 Uhr bezogen wir (Josef und Wilhelm) auf der schönen und sehr belebten Königsstraße No. 20 bei einem höflichen und galanten Uhrmacher unser eigentliches Quartier." Loeben, der später eintraf, nahm in demselben Hause sein Quartier (Pissin 185).

soll und muß mir noch mehrere gewisse Nachrichten bringen, um die ich Dich gebeten; wäre Dein letzter Brief nicht so kurz und geheimnisvoll gewesen, es bedürfte dieser meiner Vorsicht nicht. Sollte ich je so unglücklich sein, vergebens einen Brief aus Berlin zu erwarten, so bitte ich Dich recht sehr, mich die Adresse Eures Logis (hoffentlich unseres Logis, denn daran liegt mir alles) auf der Berliner Post wissen zu lassen, damit ich sogleich bei Euch absteigen kann und nicht der Augenblick des Wiedersehens durch Suchen nach Euch verzögert werde. Der beifolgende Brief, den ich heute aus Breslau retour erhielt, sage Dir mehr; ich tue nichts, als ihn mit diesen paar Zeilen begleiten, da ich verhindert bin, Dir mehr zu schreiben. In acht Tagen hoffe ich unterwegs zu sein. Meine Freude, Dich und Wilhelm zu umarmen, sage Dir Dein eigenes liebevolles Herz und der Schluß des beiliegenden Briefes. Wenn eine Hoffnung in Gewißheit übergeht, dann fehlen uns oft die Worte, den Zustand, der noch mitten inneliegt zwischen Gewißheit und Erfüllung, festzuhalten; allein in diesem wonnevollen Phlegma liegt eine höhere Bewegung, dem Leben glücklicher Wesen nachkommend und gewiß Deinem Herzen fühlbar. Loeben.

3.

Radmeritz bei Görlitz, in der Oktave auf 25. März 1810.[1])

Hoffentlich, meine geliebten Freunde, seid Ihr nun in Lubowitz glücklich angekommen, und sehnsuchtsvoll erwarte ich Eure ersten Briefe von dort. Seit zwei Tagen bin ich hier, ich habe mich loszureißen aus den treuen, lieben Armen unaussprechlich geliebter Freunde, mein Glück in diesen nun verflossenen drei Wochen darf ich Euch nicht erst malen, Ihr seid oft Zeugen meiner Gefühle hierüber, meiner Sehnsucht gewesen, Ihr habt mit jener liebenden Teilnahme, durch die mir so viele Stunden unseres letzten Beisammenseins verschönt worden sind, mitzuteilen gesucht, was mir beglückend ist; nachdem der Schmerz, von Euch getrennt zu werden, von Euch, mit denen ich so froh und innig gelebt —, in heiteres, wohlwollendes Andenken übergegangen war, hab' ich nichts

[1]) Am 4. März 1810 hatte Loeben unmittelbar nach den Brüdern Eichendorff Berlin verlassen. Am 23. März traf er in Stift Joachimstein ein (Pissin 230). Das Dorf Radmeritz liegt dicht neben Joachimstein. Seit demselben Monat verweilten Josef und Wilhelm auf dem elterlichen Stammsitz Lubowitz bei Ratibor und reisten erst im Oktober 1810 nach Wien ab, um dort durch die beiden folgenden Jahre Aufenthalt zu nehmen. (Josef Freiherrn von Eichendorffs sämtliche Werke. 2. Auflage. Leipzig 1864. Biographische Einleitung von Hermann Freiherrn von Eichendorff 49 ff.)

als Freuden gefühlt, Freuden, wie sie selten sind in der heutigen Welt. Ich habe heute nur Augenblicke für Euch, und so würde mir schon die Zeit verbieten, was selbst der Raum des größten Bogens verbietet, Euch alle Glückseligkeiten aufzuzählen, deren ich genoß und die mein Herz erfüllt haben, wie in Freud' und Ueberschwang der Wein den Becher füllt. Es ist ein göttliches Gefühl, den Becher hinabzuschleudern, aus dem man Leben trank; es muß auch ein hohes Gefühl sein, zu sterben in solchen Armen und in solchen Augenblicken, wo die reinste, treueste Liebe keine Wünsche übrig läßt. Das Herz wird zum Becher; wenn der Wein der Liebe darin enden kann, drängt es sich dem Zustande der Unerschöpflichkeit entgegen.

Diese Zeilen sollen nichts als Euch freundlich begrüßen und beim Eintritt in die väterliche Flur als die Sendung begleiten, die ich Euch zu übermachen eile. Nehmt sie mit dem warmen Herzen an, das sie Euch bringt, und jede Zeile meines Buches rufe mein Andenken meiner Liebe, meiner Treue in Eure Gemüter zurück. Tief hab' ich es erkannt, das Heilige, was unsere Heimat ist, wird uns nie geraubt werden, sichtbar schließe ich täglich einen neuen Bund mit der göttlichen Poesie, mehr als je ihr Eigentum bin ich und mehr als je ist mir die Prosa verhaßt und die Kleinlichkeit, für die nicht ich geboren bin. Auch darum ist es mir interessant, wie meine Gedichte geordnet sind. Im ersten Buch — Sehnsucht des liebenden Herzens, die Gemeinheit liebenswürdig zu finden, in der Sprache anderer zu reden — Herabsteigung bis zu ihrer Klugheit, nur alles in poetischer Verklärung und Innigkeit des Besseren. Mit jedem Buche scheint der Bund mit der Göttlichen enger und geheimnisvoller zu werden, und sichtbar ist die Aussöhnung des Geistes, der im Guido [1]) und Reisebuch [2]) weht mit den Geistern meiner früheren wie meiner späteren Poesie.

Von Strauß [3]) erhielt ich endlich einen Brief. Er fragt mit Innigkeit und Achtung nach Euch, bittet mich, ihm recht viel von Euch zu sagen. Budde ist Prediger in Dortmund geworden.

---

[1]) Loebens Roman „Guido", unter Novalis' Einfluß 1807 in Heidelberg entstanden, wurde 1808 bei Schwan und Götz in Mannheim verlegt (Pissin 54 ff.).

[2]) Ebendort erschienen auch die „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers" gleichfalls 1808 (Pissin 39 ff.).

[3]) Gerhard Friedrich Abraham Strauß, später Oberhofprediger in Berlin, im gleichen Alter wie Loeben, hatte sich mit diesem als Heidelberger Student befreundet und den Namen Dionysius angenommen. Budde, Straußens Zimmergenosse in Heidelberg, hieß in dem exzentrischen Freundeszirkel, dem im November 1808 die Brüder Eichendorff zugezogen wurden, Astralis.

Lebt wohl, meine Federn sind noch nicht geschnitten, und mit dieser läßt sich weiter kein Federzug tun. Schreibt mir recht bald und ausführlich! Bis Anfang Mai bleibe ich hier. Mit wandelloser Liebe

Euer

Loeben.

4.

Wittenberg, am 27. Dez. 1810.[1])

Du willst mich, mein sehr geliebter Freund, wie ein seltsames Gemach bedünken, auf eine lange Reichsstraße mit Häusern aus vorigen gemütlichen Jahrhunderten hinausgehend, und mir ist, als faßte dies Gemach unter vielen wunderlichen mit einander reimenden Dingen auch in sich: eine Mandoline quer über einem Buche von Abraham a Santa Clara liegend, auf einem Teppich von vielen bunten und sich im ganzen doch düster ausnehmenden Flecken, das Gemach ein wenig dumpf und im ersten Augenblicke nüchtern, dann aber sehr gemütlich und bequem werdend, im Fenster singen Nachtigall und ein Papagei einander gegenüber, der immer riefe: „Nachtigalläffchen, Nachtigalläffchen!" und mit alle seinem Beißen doch auch nur Klagetöne vorzubringen hätte. Unendlich ergötzt, gefreut habe ich mich an dem Liederschatze und an Deinem vortrefflichen, in vielen seiner Beschreibungen romantischen Briefe, der mir in den Stellen von der Gräfin Doria und der edlen Offenherzigen ganz novellenartig reizend gewesen ist. Einige Weitläufigkeiten und moderne Wendungen, die Du mir Wässerungen zu nennen erlauben magst, abgerechnet, könnte ich die drei von Dir behandelten äußerst schönen Geschichten nicht schöner bearbeitet begehren. Zumal hat mich die tiefe Bedeutung der zweiten Romanze erhoben und die deutsche Gewichtigkeit der dritten hoch erquickt; man kann nichts Rührenderes sehen, als wie dem gefangenen Kaiser mit Frühlings Kommen das alte Verlangen wiederblüht und glüht; habe Dank und nimm Gruß für diese mir sehr werten Lieder![2]) Du hast nichts als fortzuwandeln auf Deine Weise; folge ja jenem Triebe, Dir Deine Lieder für Deine Laute zu schaffen, das ist Stimme der Natur, und was sie mit Dir sagen will, das sagt sie auf diese Art, indem sie Dich treibt und drängt. Es singt jedes Vöglein nach seiner

---

[1]) Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Wien, wo Loeben einen Bruder hatte, in der Familie Friedrich Schlegel verkehrte und Varnhagen von Ense näher kennen lernte, begab sich der Graf zunächst wieder in seine Heimat und später Mitte Oktober 1810 nach Wittenberg (Pissin 235). Das Schreiben, dessen Adresse fehlt, ist möglicherweise an Wilhelm gerichtet. Ueber den vorausgehenden „romantischen Brief" mit den „Stellen von der Gräfin Doria und der edlen Offenherzigen" konnte nichts ermittelt werden.

[2]) Diese Gedichte konnten nicht ermittelt werden.

Kehle, und es dehnt sich jeder Ast nach seinem Umfang. Schreibe, spiele, singe, dunkler, seltsamer Mensch, der, eigentlich ohne tiefe Andacht, dennoch seine Andacht hält, indem er seiner Sonderbarkeit fromm und zum Frommen nachlebt und uns so der Lieder viele und eigentümliche zu geben vermag. Es freut mich, daß Du an der Gräfin Dolores [1]) endlich eine fremde Dichtung gefunden, der Du wahre, unausgesetzte Aufmerksamkeit geschenkt. Mein Drang nach fremden neueren Dichtungen ist auch nicht immer sehr groß; Du weißt, ich lese nicht viel, weil ich mit allzu verzehrendem Feuer umfasse, was ich lese, und damit allemal aus meiner vererbten Karthause gerissen werde.

Ich weiß und begreife es recht gut, daß Du eigentlichen großen und sich in Enthusiasmus aussprechenden Geschmack an meinen bisherigen Dichtungen nicht gefunden und auch gerechterweise nicht finden konntest. Ohne das aber bleibt auch die Meinung über den Dichter immer schwankend, der Glaube an ihn ist nicht heilig genug begründet, man überblickt noch die Einzelheiten und findet die Gesamtfäden nicht. Wenn mein Arkadien [2]) Dich nicht ganz befriedigt, so wird Deine Neigung für mich nur immer durch Deine Anhänglichkeit an meine Person bestimmt bleiben. Kraft Deiner Natur kannst Du ebensogut als ich selbst nur an einigen meiner Gedichte hängen. Ich hatte das Los oder die Grille, die Verblendung, bisher die besten und edelsten meiner Dichtungen ungedruckt im Pulte zu behalten.

Ich zürne Euch, daß Ihr noch nicht bei Schlegels wart. Hier inliegend einige Zeilen an meine gute, liebe Schlegel; sie hat mir kürzlich geschrieben, gewiß, es wird Euch recht gut gehen bei diesen vortrefflichen Menschen. Tretet ihnen einfach und frei natürlich entgegen, so werdet Ihr bald den Freunden zugehören. Und es ist noch stärker, daß Ihr den Bruder Eures besten Freundes noch nicht ein einzig Mal aufgesucht! Er wird sich gewiß recht freuen, Euch kennen zu lernen, und wird Euch mit der Freudigkeit seines redlichen Sinnes gern in allem dienen, was Ihr, in Wien Neulinge, wünschen und wollen möchtet. Er ist, ich sage es zur Charakteristik des Menschen, den Ihr kennen sollt, der beste Mensch, den man in der Welt finden kann, nicht geweiht in unsere Ansichten und überhaupt mehr durch sein gutes Herz berufen zur Reli-

[1]) Den Roman „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein“ hatte Ludwig Achim von Arnim (1781—1831), den die Brüder Eichendorff seit Heidelberg kannten, 1810 herausgegeben.

[2]) Loebens Schäferroman „Arkadien“, 1810 entstanden, wurde unter Zustimmung Fouqués im folgenden Jahre gedruckt. Eine Fortsetzung als zweiten Teil gab er 1811 heraus.

giosität, als religiös, aber dennoch so bieder und so brav, wenn auch in vielem Geistigen und mir Heiligen im Widerspruch mit mir. Im Hause des Erzherzogs Karl auf der Annagasse ist er wohnhaft und zu erfragen. Ich weiß, seit er von uns gereist ist, nichts Genaueres von ihm. Wo Schlegels jetzt wohnen mögen, wird in der Straußischen Buchhandlung oder in der Kanzlei des Grafen Metternich zu erfragen sei(n), wo F. S.[1]) Geheimsekretär ist.

Ja, gewiß ist Wien im Sommer behaglicher und mehr als Wien entfaltet wie im Winter. Nun, Ihr werdet Frühlingsanbruch erleben. Dann werdet Ihr in meine Lob- und Minnelieder einstimmen! Lebe wohl, mein geliebter, guter Freund! Von der Sander[2]) erhielt ich in Nennhausen[3]) einen Brief, sie ist wohl und denkt unser. Ich bin heute recht zerstreut und ein Sklav des Schnupfens, Du siehst es gewiß meinen Zeilen an; vergib und vertilge sie, denn so etwas Mißgeborenes muß

---

[1]) F. S. = Friedrich Schlegel.

Ueber die Bekanntschaft mit Schlegel berichtet J. v. Eichendorffs Tagebuch an vielen Stellen, das erstemal am 15. Juli 1811: „Schlegeln begegnet auf dem Bauernmarkte und mit ihm gesprochen." Er muß ihn also schon früher kennen gelernt haben. Ferdinand Graf von Loeben, sieben Jahre älter als Otto, trat sehr jung in kursächsische, 1804 in kaiserliche Dienste und wurde später Major und Flügeladjutant des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern (Pissin 6). Ueber Besuche bei Ferdinand teilt J. v. Eichendorff in seinem Tagebuch folgendes mit:

„22. (September 1811) Ging ich gegen Abend mit Wilhelm bei Regenwetter in die Landstraße in das erzherzogl. Karlsche Palais zum Grafen Loeben, den wir in seiner schönen Stube wegen einem Rheumatismus auf dem Bett liegend fanden. Als wir eben bei ihm am Bett saßen, kam der Erzherzog Karl mit dem Baron Gudenau und General Delmont (klein, dick) in die Stube, auch den Loeben zu besuchen. Kleines, lebhaftes Männchen, österreichisches Sprechen, durchaus freundschaftliches, echt deutsches, herrliches Wesen. Er zog auch uns beide mit in sein Gespräch . . ."

„27. Gingen wir beide gegen Abend wieder hinaus zum Loeben, der noch immer an seinem Rheumatismus -- krank lag. Sehr freundschaftlich. Tabak geraucht. Lustige Unterhaltungen. — Die alte Gräfin schlägt über die Briefe aus Heidelberg die Hände über dem Kopf zusammen — berufen sein wie der Heiland — ꝛc."

„13. (Oktober 1811) . . . darauf zum Loeben, der schon in die Stadt gezogen. Noch krank, herrliche, parkettierte Stuben, gelbe Tapeten, prächtige Aussicht über die Dächer . . . Loeben ist viel bei Graf Fries . . ."

„3. (November 1811) . . . ging ich allein zum Loeben, den ich schon aufgestanden und genesen fand und mich mit ihm lange unterhielt."

„28. (Februar 1812) . . . zu Loeben."

[2]) Sophie Sander, die Gattin des literaturkundigen Berliner Buchhändlers Johann Daniel Sander, stand mit den Berliner Schöngeistern in naher Beziehung. Loeben bemerkt einmal in seinem Tagebuch: „Die Sander verstand mich tief" (Pissin 189).

[3]) Nennhausen in der Mark war der Wohnsitz Fouqués, den Loeben mehrere Male dort besuchte.

nicht leben, wenn's immer zwei Augen hat, die Dich freundlich grüßen. Brentanos Schwester Bettina[1]) ist das famoseste Frauenzimmer. Sie geht in alle Häuser, wo sie Licht findet. Sie sagt zu einem Schönen: Du gefällst mir, du kannst mich heute nach Hause führen. Sie geht aus einer Damenreihe, indem sie sagt: Bettina will weiter gehen, denn Bettina hat Langeweile. Sie legt sich aus ihrer Loge auf die nächste in der anderen sitzende Mannsperson und spricht: Bettina muß sich anlegen, Bettina ist müde. Der Beehrte erwidert: Ist Bettina auch heute gekämmt? Loeben.

Eure Romane zu lesen und zu lieben bin ich sehr ungeduldig. Kann mein Wunsch nicht erfüllt werden?

5.

R.,[2]) 21. März.

Ich hebe es für eine ruhigere Zeit auf, euch, meine Freunde, von meiner Liebe und von alle dem zu sagen, was, denen, die ich liebe, mitgeteilt, für mich selbst immer höhere Beziehungen erreicht. In einem hohen Sinne kann man es jetzt sagen, es ist keine Zeit dazu. Tausendmal denk' ich an euch und die Lieben, Teuern, mit denen ihr lebt, Beneidenswerte!, mit denen aber auch mein Gemüt unausgesetzt lebt, und die ihr mit der Huldigung meines ganzen Herzens grüßen sollt. Gott, wie unaussprechlich wird das Wiedersehen belohnen, ich habe lange ganz entbehrt, seit ganzen Zeiten auf mich selbst beschränkt, und ein ewiger Einsiedler soll doch der Minnesänger nicht sein, nur in Frühlingseinsiedeleien allenfalls, in den Blumen, auf den Strahlen baut er sich, spinnt er sich eine leichte Klause, aber er folgt den heilig dunkeln Grotten in die murmelnden Sagen und dem göttlichen Atem der Wälder nach. Seit langer, langer Zeit ist die Zauberinsel meines literarischen Verkehrs wie blockiert. Dein holder Brief war das letzte Geschenk der Zonen, die meine Sehnsucht ewig besucht. Von Goldmann[3]) und den

---

[1]) Bettina, Klemens Brentanos Schwester (1788—1859), heiratete 1811 Achim von Arnim und bildete in dem zweiten Berliner Kreise der Romantik seit 1806 den weiblichen Mittelpunkt. (Goedeke VI, 78 ff.)

[2]) R. vermutlich Radmeritz. Nach dem Inhalt des Briefes ist die Jahreszahl mit 1812 festzusetzen. Zu Beginn dieses Jahres verließ Loeben Neunhausen, wo er „Arkadien" fortgesetzt hatte, und begab sich in seine Heimat zurück. Er beschäftigte sich nunmehr immer eifriger mit altdeutscher Geschichte und Literatur, studierte die „Nibelungen" und erwarb für seine Büchersammlung Dürers Reisejournal (Pissin 268).

[3]) Georg August Friedrich Goldmann (1785—1855) war seit 1808 Rektor des Archigymnasiums in Soest, gab mit B. H. Freudenfeld zu Unna die „Zeitschrift für Poesie", Goedeke, Grundriß VIII, 22, heraus, deren erster und einziger Jahrgang 1812 erschien mit Beiträgen von Loeben. Goedeke VII, 341 ff.

dortigen Freunden wird mich nun vielleicht ein ganzer Sommer abschneiden, aber freudig seien die Opfer alle gebracht, jeder bringe dar, was er am liebsten hat. Die himmlischen Widerscheine des Dürerschen Christbildes, die Du aus Deiner innersten Seele in die meine fallen ließest, wohnen seitdem wie Sonnenschein eines wunderbaren Maitages in meinem Gemüte und haben es in wahre Liebesnetze gewunden mit ihren klaren, goldenen Strahlen. Wie reich hast Du mich dadurch für meine Mitteilung des Gedichtes auf Christi Geburt, das auch mich immer rührt wie ein Kinderspielen, belohnt! Aber wie hast Du mich auch durch die Vergleichung beschämt! Wann werde ich denn endlich die Freude haben, Deinen Roman, Wilhelms Dramen, Gedichte von Euch beiden, die ich zum voraus liebe wie eine Braut, wirklich an meinen Lippen zu fühlen. (Denn ich küsse gern, was mich ergreift, und habe immer gefunden, daß Blätter solche Naivitäten mit mehr Zartheit sich gefallen lassen, als viele schöne Frauen, die gleich den Schwärmer oder fat, irgend ein Romangespenst sogleich mit ihm konferierend, z. B. Fol. 20, ertappt zu haben meinen.)

Ich bitte Dich auch, die drei Gedichte, die ich an Friedr. Schlegel für das Museum [1]) gesendet, wiedergeben zu lassen, indem sie sich durchaus für einen poetischen Almanach nicht eignen, zu einem solchen, von unserem Freunde herausgegebenen, bestimme ich ganz andere geflügelte Wesen. Das eine darunter, die Flucht nach Aegypten, mag Dir indessen als ein Gegenstück zu der Geburt Christi nicht ganz ohne Liebe erscheinen, ich habe es wenigstens mit aller Liebe gedichtet, doch muß der Dichter das Endurteil, ob die Liebe auch sich ganz klar und rein abgedrückt, allemal von dem geheiligten Leser erwarten. Von einem solchen ist mir jedes Urteil sehr wichtig, und ich erkenne auch hierin einerseits den Egoismus des Zeitalters, daß wenig wahre Kenner sich die Mühe nehmen, mit dem Dichter über jedes einzelne Werk ausführlich zu reden. (Ich spreche hier nicht von gedruckten Kritiken.) Doch zu Elegien ist jetzt am allerwenigsten Zeit. Ich habe diesen Winter ein Epos [2]) begonnen, jetzt mit dem Frühlinge fängt der zweite, vollendende Teil desselben an, an dem Ganzen werden wir, so Gott will, Freude haben. Ihr habt doch die Nibelungen studiert? Leider habe ich mit allen meinen Papieren auch Deinen letzten Brief verpackt und bitte ich Dich also, mir im nächsten Deine Adresse niederzuschreiben. Recht zu

[1]) In den Jahren 1812 und 1813 gab Friedrich Schlegel (1772–1829) das „Deutsche Museum" in Wien heraus. Einen Beitrag von Loeben brachte es nicht.

[2]) Um diese Zeit beschäftigte Loeben der Plan eines epischen Gedichts Veldeke (Pissin 271); vielleicht meint er dieses.

meinem Entzücken las ich neulich einmal in Ast's Journal: „Was wollen mir vertraun die blauen Weiten.“ [1]) Wenn Du aus diesen beiden Sonetten das Dunkel und unzusammenhängend Mystische (im 1. vielleicht Vers 5—8, im 2. V. 12—14) ändern könntest, so gehörten sie zu Deinen Sonetten, die sich in der mystischen Zartheit der Behandlung durchaus dem allerfrühesten Sonett der Provenzalen anschließen.

Ich selbst habe in dieser Zeit sehr wenig produziert. Ich fühle nur das Schaffen mit, lebe es mit, das heißt auch schaffen. Die ewige Liebe und Barmherzigkeit lasse uns einen großen Frühling, mich ein frohes Wiedersehen der Freunde erleben. Gott sei mit euch!!

Loeben.

Der Dichter des Sigurd [2]) ist dem Jägerrufe gefolgt. Heil ihm! Man hat der neuesten Poesie lächerlich genug vorgeworfen, daß sie das Jagdhorn in infinitum bewege. Nun mag das Horn etwas Poesie in Bewegung bringen. — Die himmlischen Lieder unseres Freudenfeld [3]) würden Dich entzücken. Du hast durchaus eine Verwandtschaft mit ihm. Grüße, grüße die Freunde, Schlegels, Müllers [4]) tausendmal.

Den Brief an die Schlegel tut ihr am besten, voraus hinzuschicken und dann sogleich hinzugehen, so ist die Bekanntschaft gemacht und S. anfängliche Steifigkeit umgangen. Haltet euch nur recht zu ihr, sie ist meine Holdin. Besucht sie mehr, er kommt dann immer herüber, wenn er kann oder Lust hat. Ach, die guten, teuern Menschen! Nun, auch Du, mein Florens, wirst ihnen sagen können, wie ich sie liebe und

---

[1]) Asts „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“, 1808, 2. Heft, 73—74 enthält zwei Sonette von Florens.

V. 5—8 im I. lauten dort:

> Wohl weiß ich's — dieser Farben heimlich Spreiten
> Deckt einer Jungfrau strahlend reine Glieder;
> Es wogt der große Schleier auf und nieder,
> Sie schlummert drunten fort seit Ewigkeiten.

V. 12—14 im II.:

> Und aus dem duft'gen Kelch im Glorienscheine
> Neigt sich die ew'ge Jungfrau, hebt den Treuen
> An ihre Mutterbrust mit tausend Küssen.

Eine spätere Fassung der Gedichte konnte bisher nirgends festgestellt werden.

[2]) Friedrich Heinrich Karl Freiherr de la Motte-Fouqué (1777—1843) nahm als Leutnant und Rittmeister bei den freiwilligen Jägern an den Schlachten des Befreiungskrieges teil. Sein „Sigurd, der Schlangentöter“ war 1808 erschienen.

[3]) Burkhard Heinrich Freudenfeld (1784—1850), seit 1809 Privatdozent in Göttingen. Goedeke VII, 402 ff.

[4]) Adam Müller (1779—1829) war seit dem Mai 1811 auf Empfehlung seines Freundes Gentz mit politischer Korrespondenz in Wien beschäftigt.

hochhalte! Tue das redlich, sprich dort überhaupt recht viel, recht oft, recht innig von mir, es wird darin ein für mich wohltuendes Bewußtsein ruhen. Ihr Sohn ist ein vortrefflicher Mensch. — Meinen lieben, guten Bruder grüße tausendmal und sage ihm, wie oft und wie zärtlich ich seiner denke, und wenn ich oft lange schweige, möchte er mein Stammbuchblatt ansehen.

L.

6.

Adr. Radmeriz bei Görlitz, Ob.-Laus., 4. Sept. 12.

Mein Florens! Wo bleibt denn die süße Kunde von Dir, die ich mit so großer Zuversicht schon längst erwartete? Sind die Briefe Isidors in euren Händen, nicht, oder ihr, seid ihr wieder fern der mir näheren Heimat? Eile doch, meinen Fragen geflügelt entgegenzukommen. In mir wird alles immer mehr und mehr dem seligen Leben in Heidelberg wieder ähnlich, und es ist mein einziges Gebet, daß diese Wiedereinkehr in mein Paradies nach dem langen, notwendigen Kampf von fünf Jahren recht vollständig und groß in mir und all meinem Schaffen empfunden werde. Das Sehnen nach Verständigung mit der Welt hat seitdem immer mehr in mir nachgelassen, alles Irdische müssen wir nur aus einer gewissen romantischen Ferne anblicken, die uns nicht gemein und gleichgültiger gegen irgend ein Heiliges machen kann, so nur reizt es uns und bleibt zum Vorteil der Poesie und Liebe ein Gegenstand der Sehnsucht, ach, daß es mehrerer Jahre für mich bedurfte, um von der Sicherheit in einem solchen religiösen Leben zur Ueberzeugung von seiner Notwendigkeit, seinem einzig Seligmachenden zu gelangen!

Mein Florens, ich bin Isidorus wieder, ich nenne Dir einstweilen nur das Wort, das meine Welt umfaßt, für die zahllosen Worte, die ich darüber zu reden habe. Es ist seitdem sichtbar, wie alle Sehnsucht nach der Welt in mir nachgelassen hat; also verlangt es mich auch eigentlich nicht nach Wien; es ist auch noch nicht bestimmt, ob ich für den Winter hinkomme oder nach Berlin gehe; daß es mich nach euch verlangt, das ist in dem Wesen des Verlangens selbst gegründet. Schreibe mir nur, wenn Du nach Wien zurückgehst und ob es gar keine Möglichkeit ist, daß wir zusammenwohnen können, im Falle ich kommen sollte. Ihr und Friedr. Schlegels und Müllers und der Bruder sind die einzigen, die mich hinziehen, aber ich habe viel in wenigen genannt. Müßte ich nur weiter niemand sehen, so würde ich mich noch mehr darauf freuen. Ich werde manchmal recht menschenscheu, die Menschen tun mir oft so wehe, ohne es zu wissen, und engen mich oft in so magere Gutmütigkeit ein. Budde schrieb: „Nimmer habe ich den

sanften, innigen Florens vergessen, wenn ich die liebsten Menschen um mich sammelte. Und von des Bruders Handschrift spiele und singe ich oft noch den Erlkönig und den Harfner, wodurch er mich so oft hinriß." Und Uhland:[1]) „Die süßen, klaren Lieder von Florens haben sich wie einschmeichelnde Melodien meinem Gemüte sofort vertraut und einheimisch gemacht."

Ganz Dein Isidorus.

Mein Bruder ist hier und läßt euch grüßen. Das Reisebuch liegt mir wieder stets an der Seite.

7.

Radmeritz bei Görlitz, 3. Nov. 1812.

Mein Florens! Ich habe mich lange mit der Hoffnung hingehalten, Dich bald in Wien zu umschließen, Dir dann alles mitzuteilen, was sich am inneren liebenden Menschen nicht vereinzeln läßt (zumal dann, wenn die innere Liebe so beschaffen ist, daß sie in jedem Augenblicke sich allemal ganz geben will) und so einmal wieder das kindliche Leben der Freundschaft zu kosten, das seit unserer Trennung mir verschwand. Das Leben prägt einem scharfe Mienen, wie mit Kohle, stumpf, zugleich zerrissen, ein, es drückt den Blick zusammen, spannt mit Manier auf die optische Folter das Auge, aber der Engel läßt sich doch nicht hinauspressen, er breitet seine Schwinge, und siehe da, lichter, goldner Kindesglanz auf dem Antlitz, wie zuvor. Mir ist jetzt so oft, als ob mein Leben einer ganz wunderbaren, inneren Erscheinung, die ich in Heidelberg so oft träumte, näher kommen wollte. Tagelang verläßt mich manchmal das Sehnen nach dem einsamen oder priesterlichen Stande nicht, und es lodert so oft in mir die Hoffnung auf, ich werde die Annäherung der getrennten Christen erleben, und meinen Lippen wird Kraft verliehen sein, Friedensküsse dabei zu spenden. In diesem Betracht bin ich auch sehr ernstlich mit dem Studium der lutherischen Literatur beschäftigt, damit sich mir darin Reines und Unreines scheide; Du weißt, daß mein Gemüt den Katholizismus seine Form nennt — und das will ich auch vor aller Welt bekennen. Mißbräuche und falsche Lehren gehören aber ebensowenig zum wahren Katholizismus, und wenn Luther sich gegen die antichristliche Hoffart und Politik des Papstes, wie er war, stemmte, so tat er das mit Gott, daß er aber so oft das Wesen, „wie es sein sollte", mit dem Unwesen, wie es war, zugleich

---

[1]) Mit Ludwig Uhland (1787—1862) stand Loeben eine Zeitlang in Briefwechsel. Sie verstanden sich jedoch nicht (Pissin 267 ff.).

ausschüttete, dazu riß ihn ein irdischer Eifer hin. Aber wollte Gott, die Protestanten glichen Luthern! Sie sind ein hohles, elendes Geschlecht.[1])

Ich denke jetzt mit großem feierlichen Ernst auf eine Wiedervereinigung mit Dionysius und Budde, wie mit allen Quellen meines besseren Lebens. Ich sehe wie in einen wunderbaren Dom mit Festapparaten und geweihten Kerzen in diese Wiedervereinigung hinein. Gott gebe doch seinen Segen dazu! Ich lese viel in alten großen Folianten, in allerhand andächtigen Büchern, Leben der Heiligen und Leben und Wirken der altdeutschen Maler, in den großen Begebenheiten der Welt, es liegt bunt und grau um mich herum, und so wohl ist mir in dieser Zelle, wenn ich das alles um mich her weiß, untereinander aufgeschlagen und mit Zeichen versehen. Fast täglich lese ich auch im Reisebuch und in allen Fragmenten meines Heidelberger Lebens, ich beschäftige mich sogar manchmal durch Kopieren meiner damaligen viel romantischeren Handschrift, sie mir wieder einzulernen. Dann freue ich mich oft, daß ich einst schon zu Tieck gesprochen:

Du bist und bleibst der Engel der Romanze.[2])

Er ist mir das höchste in der neuen deutschen Kunst, sie selbst, ihr himmlischer Geist; Herr Gott, wie man ihn nur unter Goethe, und diesen Weltmann (ich nehme die Lieder und Faust, auch noch vieles Frühere, als Berlichingen aus) neben Tieck stellen kann! Wie man im Meister mehr als im Sternbald finden kann! Wer hat uns denn Poesie zurückgegeben in Zerbino, Oktavian, Genovefa, als er! Wie ich Tieck zu verstehen glaube, so auch am eigensten und tiefsten Albrecht Dürer, Beethoven, Novalis. Das erinnerst Du Dich aus dem Duft unseres Lebens. Mein lieber Mitgenoß in der himmlischen Kunst!, schreibe nicht, daß dieser Duft zerreißen sollte oder müßte, das ist eben die Erbsünde in uns, daß wir an eine solche Notwendigkeit glauben und uns gegen das beschwichtigende Räsonnement nicht mit unserer natürlichen Inbrunst stemmen! Die ernsten, gesetzten Mienen der meisten gemachten Männer sind nur Trauerfahnen, mit hahnenkammrotem Flor überzogene Schminke auf vernüchterte Jugendwangen. Bindfaden statt Saiten über das innere Klavier gezogen. Ewige Jugend ist das Glück, nach dem wir alle seufzen, aber nach dessen Mangel die meisten aussehen, und das wir meistens selbst verscherzen, denn der kindliche Mensch kann unter Silberhaaren sein Herz wie eine frische, geheimnisvolle Rose tragen. — Ganz

---

[1]) Loeben blieb bis zu seinem Tode Protestant, verriet jedoch schon frühzeitig katholisierende Tendenzen (Pissin 142 ff.).

[2]) Zitat aus einem Sonett des „Reisebüchleins" (166). Auch brieflich trat Loeben Tieck nahe, indem er ihm 1808 Beiträge für einen von diesem etwa geplanten Musenalmanach sandte (Pissin 181).

etwas anderes ist das äußere Stillwerden, danach fühlt man mit jedem Jahre brennenderen Durst, je mehr man einheimisch wird in Gott und seiner Natur und seiner Kunst und dem großen Leben überhaupt, das so gern bei toten Weisen verweilt: desto widriger ekelt einen das possenhafte Treiben und das leere Schallen an und die Nichtigkeit des endlichen Bestrebens.

Weil die Umstände zusammengetreten sind, mich noch länger von euch, meine Herzensfreunde und Brüder, zu trennen, und es mir doch teurer ist, daß keine Trennung stattfinde, sondern daß die Liebe der Liebe zugänglich sei: so schreibe ich mehreres für euch ab, was mir recht aus dem Herzen gequollen ist, und sage mir recht ausführlich von jedem, ob es Dir gefällt und ob es Dich rührt, denn das ist am Ende das Eine, was not in jedem Gedicht. Wir kennen die bessere Bedeutung des Wortes Rührung und wollen nicht, daß, was wir singen, allen Schlaraffen in ihrer pöbelhaften, händegreiferischen Sprache rührend heiße. Ich habe ein Gelübde getan, die Berliner Sammlung Gedichte und das für Isidorus ebenso beschämende Arcadien feierlich zu verbrennen, der geweihteste Ort soll dazu erkoren sein, bei Dionysius will ich das Phönixfest begehen, wie freue ich mich darauf. In der Heimat des letzteren, wohin ich vielleicht das nächste Frühjahr mich begebe, um ganz ungestört religiös zu leben und recht in meinem Sinne zu brennen, ist jetzt eine Zeitschrift und für mich eine neue, recht reiche Freundschaft entstanden. Die Herausgeber dieser „Zeitschrift für Poesie" sind zwei dortige Dichter, Goldmann und Freudenfeld, beide von großem Talent und des Geistes, der in der Poesie allein selig macht, sie haben bei Eröffnung der Zeitschrift den Isidorus in mir angeredet, und seitdem schuf uns gegenseitige Liebe hohe, herrliche Stunden. Bis jetzt erschienen drei Hefte mit lieblichen Gaben. Ich erwähne dieser Zeitschrift gegen Dich, weil ich Dich und Wilhelm bitten will, uns doch mit einigen Beiträgen zu erfreuen und dieselben nur an mich zu senden. Ueberhaupt verlange ich nun ernstlich, daß ihr mir Gedichte sendet, es ist nicht erlaubt, mich so von allem loszureißen, und wie ich bei jedem kleinen Werke an euch denke und es denen, die ich in allen Himmelsgegenden die Liebsten fühle, im stillen zueigne, so sollt ihr auch denken, daß mir eure Poesie gehört, denn wem gehört etwas Liebendes als der Liebe? Sodann hat mich Goldmann beauftragt, Fr. Schlegeln als seinen Landsmann zu grüßen und ihm in aller Bescheidenheit den Wunsch zu äußern, es möchte dem lieben Meister einmal gefallen, die Zeitschrift für Poesie mit einem kleinen Beitrage zu beehren.[1]) Dixi. Meinen

[1]) Ein Beitrag von Friedrich Schlegel findet sich in der „Zeitschrift für Poesie" nicht vor.

geliebten, verehrten Fr. Schlegel grüße ja recht innig von mir, und ihr, der teuren, lieben Frau, sag' es doch, wie ich gerührt bin, wenn ich ihrer denke, und daß sie nicht nachlassen soll mit dem Andenken an Isidorus, der beide tief und treu in der Seele hat und nicht lassen wird von da. Meinethalben gib ihnen auch diesen ganzen Brief, da ich an sie nicht abgesondert schreibe. Auch den beiliegenden Einschluß übergib, und wenn Schlegel die darin befindlichen Gedichte für das Museum nimmt oder nicht nimmt, so gib mir doch sogleich Nachricht davon. Wenn die jungen Veits[1]) bei den Eltern sind, so reicht ihnen ein Jünger Eines Herrn die Hand. Denket doch an Strauß und Budde ohne Bitterkeit, sie denken eurer, auf Treue!, mit inniger Teilnahme, Liebe und Achtung; könnte ich denn auch ein solches Mißverständnis dulden? Was ich liebe und mich liebt, soll sich auch untereinander lieben, damit der goldne elektrische Kreis sich zur Liebesglorie verkläre. Empfiehl mich Ad. Müller recht freundschaftlich und sage ihr, der lieben, herzlichen Frau, daß sie nie aufhören soll, an ihrem wahren Freunde den Teil zu nehmen, der mich so oft erfreut hat. Lebet wohl, Florens und Wilhelm! Sechs Monate habt ihr geschwiegen, laßt es nicht mehr so sein, ich bitte euch um der Liebe willen. Mein Gemüt dürstet endlich nach Deinen Worten und Werken. Gott der Vater mit seiner Klarheit und der Sohn mit seiner Reinheit und der Geist mit der Liebe gebe uns allen den Frieden. Amen. Isidorus.

Adressiere hierher und antworte gleich! Auch wie Schlegeln die an ihn eingeschlossenen Gedichte angesprochen haben.

8.

Heidelberg, 7. Juni 1814.

Der Anblick Deiner Handschrift, mein geliebtester Freund, nach so langer Entbehrung, hat mich auf eine Weise gerührt, die ich Dir nicht wiedergeben kann. Ich drückte den Brief, unerbrochen, an mein Herz und meine Lippen und dann hab' ich das Siegel mit liebender Ungeduld gelöst. Du hast mich in Radmeriz gesucht, das ich seit diesem Winter nicht berührt habe; Dein Brief ist vom 8. April, und heute ist erst der glückliche Tag, an dem ich ihn erhalte. Endlich wird die Zeit wiederkommen, wo mit aller eigentümlichen Beschäftigung auch der Genuß des Briefwechsels mit denen, ohne deren geistige Gemeinschaft wir nicht leben können und mögen, wiederkehrt. Mit dem innigsten Anteil habe ich den Roman Deiner Schicksale gelesen und sehne mich danach, mich mit Dir selbst erst recht über die Erfahrungen, die du gemacht,

[1]) Johannes und Philipp Veit, die Söhne Dorotheas von Schlegel aus erster Ehe, verweilten bis vor Ausbruch des deutschen Befreiungskrieges im Hause ihres Stiefvaters Fr. Schlegel zu Wien.

aussprechen zu können; zusammen können und wollen wir uns trösten, daß unser guter Wille persönlich das allgemeine Ziel nicht vollkommen erreicht hat — auch unsere Schar, deren Sinn schön und glühend und ungeduldig war, hat keine Gelegenheit gehabt, sich so auszuzeichnen, als sie sich im vorkommenden Fall ohne Zweifel hervorgetan haben würde.

Du wirst wohl nun wissen, daß ich, soviel Hindernisse mir wegen meines kurzen Gesichts im Wege stehen mußten, nicht ganz da zurückstehen wollte, wo endlich das eingetreten war, um das seit Jahren unsere heiligsten Gedanken und Gefühle beteten. Ich erstand eben im vorigen Spätherbst von der schwersten Krankheit meines Lebens, einer Gemütskrankheit, auf jeden Fall Folge des Kummers, den mir die Lage der Dinge, der Jammer so getäuschter Hoffnungen, verursachte. Wenige Wochen nach der Erneuung des heiligen Krieges brach sie aus. Wären die Dinge geblieben, wie sie im Waffenstillstand das Ansehen hatten, so war es mein Vorsatz, in ein Kloster zu gehen und dort ungeteilt, allem Schändlichen fern, der Zukunft zu leben und ihren Geist aus allem Besseren der unseren zu verkündigen. Gottlob, daß es wieder Freude in der Welt gibt! Die Nachricht von der Schlacht von Leipzig war das erste Licht, das in meine verstörten Gedanken fiel. Wenige Tage darauf ordnete sich mein krankes Bewußtsein allmählich wieder. Mit halb hergestellter Gesundheit eilte ich baldmöglichst nach Dresden, um dort eine Bestimmung zu suchen. Der das Banner der freiwilligen Sachsen kommandierende General von Carlowitz ist mein Freund, er nahm mich als Jägerleutnant in seinen Generalstab.[1]) Alles, was uns geworden ist, war Anteil an der Blockade und später an der Besatzung von Mainz. Persönlich habe ich nichts als glückselige Tage verlebt. Mein Marsch glich einem romantischen Zuge, den die schönsten Gegenden und die angenehmsten Begegnisse verschönerten. Viele herrliche, Dir wie mir teuere Namen von Menschen könnte ich Dir nennen, mit denen ich da und dort zusammengeführt wurde und deren Liebe mich umschloß, wie denn überhaupt der Zyklus meines inneren Lebens immer reicher wird. Wenn Du zu mir kömmst — wie dank' ich Dir für diese Freude, der Himmel verleihe mir sie! — teile ich Dir die „Reiseblätter" mit, in denen ich meiner Mutter fortgesetzt Schilderungen aller meiner Begegnisse gab.

Von Darmstadt aus besuchte ich schon einmal das geliebte Heidelberg — meine Rührung, meine Liebe, meine heilige Erinnerung

---

[1]) Loeben trat am 18. Dezember 1813 in den „Banner der freiwilligen Sachsen" ein. Vier Tage danach wurde er zum Sous-Lieutenant bei den Jägern zu Fuß ernannt. Vor den Feind kam er jedoch nie (Pissin 276). Generalmajor Karl Adolf von Carlowitz (aus Großhartmannsdorf) behielt den Grafen Loeben auch auf dem Marsch nach Paris an seiner Seite (Pissin 278).

durchbebe Dich — hier ohne Dionysius, Eugenius[1]) und Florens — das Herz wollte mir brechen unter aller der Blütenseligkeit um mich her. Es war, als stände ein Jünger auf dem Hügel, von dem der Herr den Aufflug genommen. Verklärte Wolken ziehen oben hin, aber sie sind doch Nebel, die das Liebste verbergen.

Gleich darauf reiste ich mit dem General nach Paris, wo ich gegen drei Wochen geblieben bin und beim Einzug des Königs gegenwärtig war. Ich habe mich immer mehr überzeugt, daß das politische Judentum in diesem Volke gegründet ist und daß es dereinst noch wie die Juden in alle Himmelsgegenden vertrieben werden möchte, wenn seine überall leider! einheimischen Ansichten und Worte nicht eben schon solche ausgewanderte, vaterlandslose, unstäte, listige Juden sind, die unseren politischen Heiland gekreuzigt haben. Für die Kunst habe ich in Paris so ungeteilt als möglich gelebt, meine Blicke und Gefühle knieten täglich vor den göttlichen Bildern der großen leuchtenden Meister. Lange suchte ich nach der Dürerschen Geburt des Heilandes, von der Du mir einst eine so goldene liebliche Schilderung machtest; ich kann Dir nicht sagen, wie ich gerührt war, als ich es fand und als ich Dich in seinem stillen, seligen Strahlen und Grünen innigst in der Seele grüßte. Aber von allem Herrlichen mündlich, alles Mythische und Mystische des inneren Lebens sei dann ausgesagt und gedeutet, Du wolltest zuvörderst das Historische meiner Begegnisse gegen den Bericht der Deinigen austauschen. Ich kann Dir eigentlich nur romantische Anschauungen bieten.

Seit ich aus Frankreich zurück bin, lebe ich hier, es gibt doch nur diesen Ort in der Welt, der meine ganze Seele so hat und hinnimmt, der so umfängt und sich so umfangen läßt! Ein Gemüt und Heidelberg — es ist wie Liebe und Gegenliebe. Doch gibt es Stunden, Tage, wo ich es für Sehnsucht nach euch Geliebten, die ihr hier mein Leben wart, kaum aushalten kann. Dann ängstet mich Ungeduld, und Flügel, Flügel möcht' ich euch allen senden, ziehende Wolken, wie sie da über meinem Auge durch das Dunkelblau hintreiben. Hier ist der Tempel meiner Erinnerung, der Frühling schmückt ihn, meine Liebe entzündet die Flamme des Geistes, ich fühle die Liebeskraft in mir und alles, dessen ich mich erinnere, hoffe ich! Sehnsucht ist ja der stärkste Magnet in der Natur, und so zieh' ich wohl noch einst alles hierher zurück, was ich liebe — wenigstens wenn ich sterbe. Wo man am liebsten lebt, muß es sich auch am sonnigsten sterben. Spät, spät; denn es gibt noch viel zu leben, spät, aber in den Armen der Freunde! Leonardo da Vinci, verbleichend, ruhte nicht schöner.

---

[1]) Eugenius hieß in dem Heidelberger Freundeszirkel Wilhelm von Eichendorff.

Ich gehe mit wenigen um, weil ich mit dieser Natur zu lange nicht umgehen konnte: Wenn ich das nächste Jahr für lange nach Heidelberg heimkehre, will ich auch die Menschen sprechen. Es tut mir wohl, Kirchenrat Schwarzens[1]) zu sehen, weil ich bei ihnen von Strauß und Budde reden kann. Wüßte ich, mit wem ich hier von euch reden könnte, ich suchte ihn auf. Daß es so gar einsam geworden, wo es so gar liebeströmend war! Daß ich alle vermisse, bei denen ich nichts mehr vermißte! Wohl ist es wahr, es blühen die Lilien jeden Mai, und der Frühling kehrt wieder, der gegangen ist, Lilien blühen wieder, Taulilien; aber d i e Lilien doch nicht mehr! Ein Wesen ist hier, ein liebevolles, wahres, sinniges, zartsehnendes Wesen, das in seinem Schmerz und seiner Wonne mich alleinig umschließt und hier nur für meine Freundschaft leben will. Helmine von Chezy[2]) und ihre zwei lieblichen Kinder, die mir täglich, wenn ich dichte, Rosen bringen, ist hier mein engster Umgang. Ihre Sehnsucht, daß ich bei ihr sei, macht es mir nicht möglich, die Abende oft andere Orte und Menschen aufzusuchen, und daß ich den Tag über nicht aus meiner Klause zu bringen, weißt Du. Mich beschäftigt in diesem Augenblick ein kleines Werk, das ich über das Buch der Frau von Staël: Sur l'Allemagne, schreibe, und das mir Gelegenheit gibt, mich über viele meiner Ansichten und Tendenzen auszusprechen; es soll ohne Namen erscheinen;[3]) sobald es vorwärts gediehen ist, denke ich mit Helmine noch die Rheinreise zu machen, und bald darauf werde ich zu meiner Mutter zurückreisen; künftiges Jahr denke ich mich h i e r in Heidelberg recht einzunisten.

Im Lauf des nächsten Monats Juli glaube ich in Radmeritz einzutreffen. Stehst Du noch in Torgau, mein geliebter Bruder, so rechne ich darauf, daß die Hoffnung, die Du mir gemacht, mir in Erfüllung geht, und wie kindlich ich mich einer so seligen Zeit der Lieb' erfreue, und mir ihre Gewährung von dem Himmel erbitte, der mir ja immer Liebe zugeteilt, fühlt Deine Sehnsucht mit der meinigen zugleich. Komm, komm gewiß! meine Seele hat schon die Flügel angelegt, Dir entgegenzuziehen, meine Mutter wird Dich mit freundlichem Herzen empfangen und meine

---

[1]) Mit Kirchenrat Schwarz ist wohl jener Professor in Heidelberg gemeint, dessen Haus Loeben stets offen fand (Pissin 53).

[2]) Helmina Christiane von Chézy, geborene von Klencke, Enkelin der Karschin (1783 - 1856), seit 1810 von ihrem zweiten Gatten, dem französischen Orientalisten Antoine Léonard de Chézy geschieden, lebte zunächst in Heidelberg ihrem literarischen Berufe. Hier lernte sie Loeben am 16. April 1814 kennen (Pissin 279).

[3]) Loeben blieb bis Ende Juni 1814 in Heidelberg und vollendete hier seine „Deutschen Worte über die Ansichten der Frau von Staël von unserer poetischen Literatur in ihrem Werk über Deutschland". Helmina von Chézy überwachte den Druck des Buches, das noch im gleichen Jahre mit einer Widmung an Strauß erschien.

halbe Schwester, Auguste, den zarten Dichter mit einem Erröten der Freude begrüßen. An diesen Dichter hab' ich in meinem und im Namen Helminens noch eine Bitte. Du erfüllst sie, ich weiß es; Du liebst mich ja. Wir werden vereint eine Art Taschenbuch herausgeben, vermutlich nach dem Wunsche Helminas: Narzissus und Echo [1]) genannt. Ich verspreche mir von Dir einen Kranz süßer, duftiger Liebe. Wenn Du zu mir kommst, so wählen wir dann wechselseitig zusammen Blumen aus dem Kranze für den Kranz; wärst Du schon in Deine Heimat zurück, dann sende mir unverzüglich Gedichte, Poesien, vielleicht ein romantisches Spiel, romantische Blätter, nach Radmeriz. Schreibe unserem teuern Wilhelm, daß ich ihn innig grüße und daß ich ihn dringend bitte, mir dieselbe Freude zu machen, daß ich glauben würde, er liebte mich weniger als einst, wenn er mir meine Bitte abschlüge. Sag' ihm von meiner großen getreuen Liebe! Was weißt Du von unserem verehrten Friedrich und Dorothea? Nächstens schreibe ich, um sie auch um irgend ein kleines Wort für unsere Blumenlese zu bitten. Der Wiener Musen-Almanach von Erichson [2]) ist so gar herrlich! Nach dem Tieckschen [3]) der genialste und frischeste. Warum war nichts von meinem Florens unter der würzigen Blüte? Wie ungeduldig bin ich, Deinen Roman zu lesen! Wie gar ungeduldig! Ich träumte längst so himmlisch von ihm, und kann nie auf ihn sinnen, ohne zartes, goldenes Strahlen von duftiger Feinheit über süßes, sanftes Grün gebreitet zu sehen, und Saiten eines Sängers mit schönen Lippen zwischen den Grashalmen und Locken blonder Frauen hervorschimmern.

In Hinsicht des Bekanntwerdens Deines Romans [4]) ist es klüglich getan, daß ihn ein von dem ganzen Publikum beachteter Dichter wie Fouqué herausgibt. Wegen „Narzissus und Echo" habe ich noch eine Bitte an euch beide Brüder. Ich habe unter euren Handschriften so manches mir liebe Gedicht. Darf ich mir darunter auch einiges ohne euer weiteres Zutun aussuchen? Wenn ihr weiter darauf nicht antwortet, und nichts davon gedruckt wurde, so geschieht's. Ich habe mit meiner Poesie große Flüge vor und fühle auch, wie in den stillen Jahren die Schwingen sich durch Schmerz und Entbehrung meiner eigentlichen

[1]) Der Almanach „Narcissus und Echo" scheint nie erschienen zu sein, wenigstens fehlt bei Goedeke jeglicher Aufschluß.

[2]) An dem „Musenalmanach für 1814", herausgegeben in Wien von Joh. Erichson, arbeitete Loeben mit.

[3]) Musenalmanach für das Jahr 1802, hsg. von August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck. Tübingen.

[4]) Gemeint ist „Ahnung und Gegenwart".

Nahrung doch nicht abgemattet. Diese Liebe, die in mir glüht, begrüßt Dich aus dem Heiligtum meiner Seele!

Dein Isidorus.

N.-S. Eben gestern habe ich einige Zeilen der Liebe von Dionysius erhalten. Es ist möglich, daß ich diesmal die Rheinreise nur mache, um auf einen Tag zu ihm zu gehen. Künftiges Jahr haben wir größere Pläne des Beisammenlebens vor. Er verläßt in kurzem sein geliebtes Ronsdorf, weil er eine größere Stelle in Elberfeld nicht ausschlagen konnte.[1]) Seine Schwester hat sich kürzlich sehr würdig verheiratet. Budde ist ebenfalls seit etwa Jahr und Tag verheiratet und scheint recht glücklich. Dionysius ist immer der glühende Priester des Geistesfeuers. Von meinen zwei anderen Freunden in dortiger Gegend, den Herausgebern der Zeitschrift für Poesie, Goldmann und Freudenfeld, schrieb ich Dir. Unserer Einladung dazu bist Du damals nicht gefolgt. Goldmann ist jetzt in Kassel, wo noch ein anderer höchst seelenvoller Dichter, v. d. Malsburg,[2]) unsere ganze Liebe verdient. Max v. Schenkendorf[3]) mit seiner herrlichen Frau ist jetzt hier und ich fange an, sehr viel mit ihnen zusammen zu sein und so viele wohltuende Beziehungen zu finden — der Geist Christi wohnt in ihren Gemütern — was ist das für eine köstliche Frau! Unter allen Frauen ziehen mich immer die am unwiderstehlichsten an, die mir mütterlich erscheinen. Bei Schenkendorf las ich heut ein himmlisches Sonett an Maria, von Philipp.[4]) Wie gern säh' ich ihn wieder! Ob er mich auch lieb hat? Das wirst Du mir beantworten können. Kreuzer[5]) erwartet unseren herrlichen Görres[6]) täglich — wie ich mich freue darauf und wie ich mich nach ihm sehne, kann ich Dir nicht sagen. An meinem Büchlein über l'Allemagne wirst Du Freude haben. Ich habe ein großes Gedicht vor, dessen Gegenstand mir die beneidet haben, denen ich ihn anvertraute! Ich schreibe ihn nicht, ich sage ihn nur. Zum Beschluß schreibe ich Dir noch ein Gedicht von heute ab.

---

[1]) Strauß trat im Oktober 1814 eine Stelle als Prediger in Elberfeld an.

[2]) Ernst Friedrich Otto von der Malsburg (1786—1824) war einer der letzten Freunde Loebens und stand ihm bei seinem tragischen Ende bei.

[3]) Max Gottlob Ferdinand von Schenkendorf (1783—1817) war mit Loeben schon durch seine hohe Verehrung der Poesie Novalis' innig verbunden.

[4]) Philipp Veits Marienlied wurde neuerdings mitgeteilt von Martin Spahn (Künstler-Monographien von H. Knackfuß 51. Band, 27).

[5]) Friedrich Creuzer (1771—1858, Professor der Altertumswissenschaft in Heidelberg, war den Freunden seit ihrer dortigen Studienzeit bekannt (Pissin 53, 162).

[6]) Johannes Josef von Görres (1776—1848) hatte von allen akademischen Lehrern in Heidelberg auf die Brüder den größten Einfluß ausgeübt. Ueber seine damaligen persönlichen Beziehungen zu diesen berichten Josefs Tagebücher.

Am Fronleichnamsfest 1814.

Der teure Leib, in Liebe hingegeben,
Ist aller Trost die schwach in Leibern wallen.
Arm, alt, krank, zieh'n sie fehl und Tod in allen,
Häßlich, schön, all' umscheint die Fahn' im Schweben.
Wenn einst sich Himmel auftun, Sterne beben,
Denk' ich, ziehn auch so, die dem Herrn gefallen,
Er sieht den armen Leib, in dem sie wallen,
Es rührt Ihn, und Er will ihm Schöne geben.
O lichtes Fest! — neu fühle sich vereint
Die Christenheit zu eines Leibes Gliedern,
Das Himmelreich ist ja bei ein'gen Brüdern.
Viel Worte sind's, die haben uns geschieden,
Ein einzig Wort ist's, das uns bringt den Frieden:
Selig das Fleisch, in dem das Wort erscheinet!

Isidorus.

9.

Radmeritz bei Görlitz, 22. Aug. 1814.

Ein Brief von mir sollte Dich eben in Torgau suchen,[1]) mein geliebter Freund, und Dir von meinem Verlangen sagen, Dich nun bald zur Erfüllung Deiner uns gegebenen Hoffnung bereit zu finden, als der Deinige mir eine Freude gebracht und eine Freude genommen hat. Mir ist es nun wohl, als könnte unsere Trennung nicht immer dauern und als stände uns gewiß ein recht schönes, klares, lebendes Wiedersehn bevor; aber andere, die sich freuten, Dich kennen zu lernen, sind zu kurz gekommen; sei versichert, daß meine Mutter Dich als den Freund ihres Sohnes empfangen haben würde und daß es ihr recht leid tut, Dich nicht hier zu sehen, wenn wir Dir auch immer in diesem eben nicht seligen Augenblicke der Heimat nichts Außerordentliches versprechen konnten, so fandest Du doch mich, meine Mutter und Cousine,[2]) und wir hatten uns viel zu sagen: das Bedürfnis ist ein Zauber, der ganze Gegenden verschönt und Feste gibt.

Von meinem himmlischen Leben in Heidelberg habe ich Dir geschrieben. Aussprechen läßt es sich nie völlig, wer Heidelberg und unser Dasein dort kennt oder Sehnsucht darnach trägt, der versteht mich,

---

[1]) Im Oktober 1813 war Josef von Eichendorff dem 3. Bataillon des 17. schlesischen Landwehr-Regiments überwiesen worden. Dieses hatte die Bestimmung, die Besatzung von Torgau zu bilden. Vom Januar bis Juni 1814 blieb er daselbst, dann verweilte er bis zum Schluß des Jahres in Lubowitz (Werke I, 70—75), wohin ihm Loebens Brief jedenfalls nachgesandt wurde.

[2]) Die Cousine ist vermutlich Wilhelmine von Loeben (Pissin 272).

und wer's nicht begreift und ersehnt, der verdient's nicht. „Namen nennen Dich nicht!" Ich glaube Dir auch gesagt zu haben, daß ich mein altes Quartier wieder bewohnte, und es für künftiges Jahr genommen habe, wenn mich Gott dahin zurückführt; ziehe mit mir dahin! dahin!

Nachdem ich sechs Wochen „im viel lieben Tale" gelebt und gedichtet (dort entstand binnen dreien das Werk über das Deutschland der Fr. v. Staël), trennte ich mich von Heidelberg und Helmina, machte die paradiesische Rheinreise, [1]) verweilte bei Görres und seiner Frau, die mich mit unendlich viel Liebe aufgenommen haben, einen Tag, setzte die entzückende Fahrt am Rheinufer fort, hielt Andacht im altheiligen Köln, flog dann in Dionysius' Arme — ihr Liebesstunden! Durchreiste auf der Rückkehr Westfalen, ging von Kassel nach Göttingen zu Goldmann und seiner herrlichen Frau und wurde bei ihnen wie auf Armen der Liebe getragen, dann verweilt' ich noch an der Wartburg in Eisenach bei meiner nie alternden Freundin Julie von Bechtolsheim und ihrem lieblichen Kreise, ging mit großer silberner Kette, die mir die Frauen umgehangen, dort einher, dann nahm ich alle Poesie und Andacht in mich hinein, indes wohnen sie nun hier in mir fort, und ich glaube, daß ich einen sehr reichen Herbst und Winter leben werde, wenn Gottes Gnade will.

Dem großen Herzen der Poesie nah' ich wohl immer mehr in Erkenntnis und religiösem Streben; an einzelnem Gedichte schreiben ist mir minder gelegen, und es schwebt noch etwas Transzendentes in mir über alle dem; mir liegt eine größere Poesie, eine einfache Klarheit und ein heiliges Leben am Herzen. Du wirst vielleicht einst religiöse Schriften auch im bestimmteren Sinne von mir lesen. Ich habe viele Studien und manche Arbeiten angelegt. Wenn meine „Deutschen Worte" über das Werk der Staël nach ihrer Erscheinung (ich habe das Mskpt. in Heidelberg zurückgelassen, wo der Druck nun eben wohl beendet sein wird) so viel Glück machen, als sie vor derselben Teilnahme und eine Art Enthusiasmus vielfach gefunden haben, so wird mir alles in Erfüllung gehen, was mir Helmine über dies Werk geweissagt hat. —

Meine Verbindungen haben sich in dieser Zeit sehr erweitert und ich habe recht Veranlassung, die überschwängliche Liebe und Gnade Gottes, seine väterliche Führung zu loben und zu preisen. „Ei nun, so laßt ihn ferner tun! — Wie die zarten Blumen willig sich entfalten Und der Sonne stille halten: Laßt uns so, Still und froh, Seine Strahlen fassen und Ihn wirken lassen!" (Trostregen).

Von mehreren unserer Freunde will ich Dir hier noch kürzlich Nachricht geben, und zwar nach der Ordnung, in der ich sie teils ge-

[1]) Ueber diese Reise geben auch Loebens Tagebücher Nachricht (Pissin 285). Görres weilte damals in Coblenz.

sehn, teils von ihnen gehört. In Heidelberg fand ich von unseren Lieben keine wieder, bei Schwarzens war ich viel, weil es mir wohl tat, von der schönen Bundeszeit zu reden. Frau von Helwig war auch dort, ich habe sie aber wenig gesehn, denn ich hasse das Prinzip der Eitelkeit und Selbstliebe in einem Streben, das nur mit Aufopferung heilig beginnt. „Opfre zuerst dich selbst und was irdisch, der Muse!" Ueberdies verhalten sich Fr. v. Helwig[1]) (Fouqués Freundin und jetzt seine Nachbeterin und Nachahmerin) und Fr. v. Chezy zu einander wie die Königinnen Elisabeth und Maria. Ich bin nicht Leicester! — Von Michaelis[2]), dem ich von Heidelberg aus schrieb, habe ich einen recht liebevollen Brief erhalten, der mir beweist, daß er unser altes Leben unversehrt heilig hält, es echt noch in sich hat. Er ist in Tübingen sehr vorteilhaft angestellt und hat sich in München zur protestantischen Kirche bekannt, Jacobi[3]) war Taufzeuge, er schreibt, eine neue himmlische Jugend sei ihm, dem Alternden, aufgegangen. Görres würdest Du jetzt einen politischen Luther nennen. Du kennst seinen herrlichen, derben, aufrichtigen, unerschrockenen Rheinischen Merkur. Er hat die Direktion über alle Schulen am jens. Rhein erhalten. Alles in ihm ist jetzt zur Gegenwart des geretteten teuren Landes hingekehrt, und er erscheint mir in dem Augenblicke vielleicht, wenn Du willst, weniger wunderbar und geheimnisvoll, aber eben das Geheimnis in einem klaren Leben und Schaffen erneuend in der entweihten Welt. Die beiden und die schwäbischen Freunde haben mich sehr zum Besuch eingeladen, nach Schwaben zu kommen ist auch mein Vorsatz, es muß dort ein goldenes, herziges Leben sein, die alten Kaiser und die ewig jungen Sänger besuchen die irdische Wohnung wohl noch oft, sie waren dort, auch neulich, um Heinrich von Ofterdingen an Novalis Hand zu empfangen. Strauß habe ich krank und mit einer schönen Todesahnung im Herzen voll Liebe, aber mit etwas ermattetem Feuer und in einer fast pietistischen Seelen- und Predigerstimmung gefunden. Er hat eurer mit vieler Liebe gedacht. Budde konnte ich leider nicht erreichen; er ist glücklich verheiratet. Dort leben noch mehrere andere Freunde, von denen ich dir ein andermal erzählen will. Beim Abschiede hatte Dionysius eine Ahnung, ich würde ihn hier auf Erden nicht

[1]) Amalie von Helvig (oder Helwig) geb. Freiin von Imhof (1776—1831), Hofdame in Weimar, seit 1803 Gattin des schwedischen Obersten von Helwig, war literarisch tätig (Goedeke V, 452).

[2]) Salomo Michaelis, 1808—1810 Privatdozent in Heidelberg, war Mitredakteur am Stuttgarter Morgenblatt und ein begeisterter Verehrer Loebens, dem er in literarischen Dingen oft hilfreich war (Pissin 73).

[3]) Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819) war seit 1813 Präsident der bayrischen Akademie der Wissenschaften und lebte dauernd in München.

wiedersehn. Meinem Verlangen gemäß empfing ich von ihm und er nahm mit mir das Abendmahl; nach einer herzdurchdringenden Rede, wo ich auf meine Knie gesunken mich von ihm segnen ließ, ging er in seine dunkele Kammer und ich sah ihn nicht mehr — werd' ich den Augenblick und einen solchen Abschied je vergessen können?!

Auf dem Marsche ging ich nach Aschaffenburg zu Werner, [1]) der, wie Du wissen wirst, nun Priester ist. Er war damals auf dem geistl. Seminario und empfing mich mit der innigsten Liebe und Teilnahme. Ich habe ihn, auch besonders in seinem Aeußern, würdiger und stiller gefunden als ehedem. Er ringt nach der Wahrheit und erkennt seine Mängel und seine sündige Reizbarkeit mit echt christlicher Demut und Rücksichtslosigkeit, der es nur um das Eine zu tun ist, Gott nehme immer mehr jede leise Eitelkeit von ihm weg, denn es kann auch eine geistliche geben.

In Weimar war ich bei Goethe — er kann mit einem schmucklosen Wort des Anteils und der Freundlichkeit sehr beglücken. [2])

Als ich hier ankam (vor 4 Wochen) fand ich unter vielen sehr lieben Briefen einen von Dorothea. Sie erkundigte sich sehr nach Dir. Ich bin früher so glücklich gewesen, ihr die ersten Nachrichten seit langer Zeit von ihrem Philipp zu bringen, er war damals in Münster (so viel ich mich erinnere) und sehr wohl und heiter. Nun hatten Schlegels die Nachricht, daß er in Berlin eingezogen war, er wird nun vielleicht schon bei der Mutter sein. Eben habe ich ihren Brief verlegt, in meinem nächsten kann ich Dir das alles ausführlicher und richtiger schreiben. Sehnlich wünsche ich, daß Eure Sorgen um Wilhelm nachlassen mögen; sobald Du um ihn weißt, so schreibe mir von ihm und Adam Müller. Einen Freund von mir, Klinkowström, [3]) hast du bei jenem in Wien gesehn.

Mit einer Bitte schließe ich diesen Brief. Ich ergebe mich ganz darein, daß jemand, der Dir ferner steht als dein erster und treuester Freund, daß Fouqué Dein Werk herausgibt. Er hat und liebt die Gunst eines vielartigen Publikums, er ist ohne Mystisches und Antikes in seinen Werken und es ist ein Mittel für Deinen Roman, bekannt zu

---

[1]) Friedrich Ludwig Zacharias Werner (1768—1823) trat 1811 zur katholischen Kirche über und wurde 1814 in Aschaffenburg zum Priester geweiht.

[2]) Seit 1806 bekannte sich Loeben als Schüler Goethes, im „Reisebüchlein" widmete er ihm ein Sonett, in der „Reise nach dem Parnaß" (1810) stellte er ihn neben Pindar und Sophokles. Am 5. Oktober 1810 lernte er Goethe persönlich in Teplitz kennen (Pissin 213). 1812 in seinem Brief an Eichendorff (S. 27) stellte er ihn jedoch unter Tieck.

[3]) Friedrich August von Klinkowström (1778—1835), Pädagog und Maler, lebte 1814 in Wien, wo er katholisch wurde.

werden; ich billige die Maßregel zu vieler Rücksicht, obwohl die erste Idee, Fr. Schlegel sollte Dein Werk herausgeben (oder Adam Müller), mir analoger erschien. Ein Recht aber habe ich doch vielleicht auf das Erzeugnis deiner Poesie und Liebe; nämlich dich zu bitten, mir die fertige Handschrift zu meinem Vorgenuß hierher zu senden, ich schicke sie dann unmittelbar und unverzüglich an Fouqué! Erfülle meine innige Bitte. Ich wüßte den Grund Deiner abschläglichen Antwort nicht, aber in keinem Falle hätte ich ihn um Dich verdient. Frage Dich übrigens selbst, ob Du mir aus Deinem Vorrate nichts für meinen Almanach zu geben hast, noch einmal. Alles Nein ist mir in der Liebe sehr betrübend und irdisch.

Ewig Dein

Schreibe bald! Isidorus.

10.

Radmeriz, 20. Oktober 1814.[1])

„Wo ein Begeisterter steht, da ist der Gipfel der Welt!"

Deinem reichen, blühenden Romane [2]) danke ich Stunden, die ich zu den schönsten meines Lebens rechne, mein Geliebter! Ich wußte mich lange nicht zu entsinnen, wann ein Werk mich so unwiderstehlich angezogen hätte. Ja, so übel ich es der Staël genommen habe, wenn sie den Anteil an einem Werk, das wir lesen, Neugierde benennt, so möchte ich beinahe sagen, daß ein solches Gefühl in mir war, zur Entwicklung Deiner Zaubernetze zu gelangen. Du hast förmlich Zauber an mir geübt, mein lieber Florens, Deine Strafe ist, unauslöschlich in meinem liebenden Herzen zu glühen. Leugnen will ich es nicht, daß ein leiser Tadel darin liegt, daß mich Dein Roman unwiderstehlich neugierig gemacht hat; denn ist man auf die Hälfte der Dichtung zugerückt, so fühlt man wohl, daß die ganze Darstellung anstatt an lösender Ruhe zu gewinnen, sich und den Leser vielmehr wachsend verwickelt, *) und man muß sich den unbefriedigenden Schluß gefallen lassen, insofern er Deinen Worten nach ein Abbild unseres Zustandes vor dem Aus=

---

[1]) Der vorliegende Brief, wie die übrigen, in der Originalhandschrift Loebens erhalten, ist mit Anmerkungen von der Hand Josefs versehen. Diese Anmerkungen Eichendorffs führt unsere Ausgabe an den betreffenden Stellen in lateinischen Lettern auf.

[2]) Der Roman „Ahnung und Gegenwart", um den es sich handelt, erschien 1815 bei Fouqués Verleger Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg.

*) **Natürlich wie die verworrene, unbefriedigende Zeit, deren Bild der Roman sein soll. Der Schluſs ist auch in höherem Sinne befriedigend, denn alle Helden des Romanes erscheinen zuletzt in einem Gottesfrieden beruhigt, das ist ein Waffenstillstand der Gemüter. Die jetzige Zeit ist und sollte der 2. Teil meines Romanes sein.**

bruche des rettenden Kriegs ist und der darin vorkommende den von 1809 bedeutet. Fühlte ich doch selbst, wie ich Dir wohl auch geschrieben, Anregung, in ein Kloster zu gehen, wenn sich der damalige Waffenstillstand in einen Frieden verwandelt hätte. Kontrastierend mit unserem gegenwärtigen Gefühl — obwohl wir noch nicht im höchsten Besitze der Freiheit sind — wirkt nun allerdings der Schluß Deines Romans; ich würde an Deiner Stelle eine Andeutung über die Zeit seiner Entstehung oder Vollendung hinzufügen. [Ist bereits geschehen.]

Wie sehnlich wünschte ich Dich jetzt zu sprechen; ich kann Dir nur einzelne Worte über das schreiben, was mich so sehr, so unaussprechlich entzückt hat, es sind bloße Striche, und ich möchte Dir so gern alles malen und beseelen, was ich Dir darüber zu sagen habe. Wenn ich es der Welt zusammenhängend sage, ist es doch anders, als wenn ich es Dir unmittelbar darbringe.

Bewundert habe ich die sich immer gleich bleibende Fülle, Zartheit, Duftigkeit und Anmut Deiner Darstellung, die unendlich reiche malerische Romantik Deines Gemütes und die köstlichen Adern von Ironie, welche das Ganze ebenso zierlich als gediegen durchlaufen. Im Ganzen gibt sich eine durch Arnims Erscheinung und Brentanos Zeitverachtung angeregte Stimmung zu erkennen; ein lebendiges Studium des Don Quixote und Tiecks hat die Elemente Deiner Dichtung bestrahlt, und diese vier Ideale haben sich in ihr zu einer neuen, reizenden Darstellung voll eigentümlicher Ansicht und Gemütlichkeit und Welterfahrung verbunden. [Gar zu grofses Lob.] Die letztere habe ich sehr anteilsvoll bemerkt, und Du bist mir oft im Geiste eines verklärten Simplizissimus erschienen. Was du von Mangel an mystischem Geiste usw. sagst, und wie eine Art Entschuldigung vor die Einseitigen bringst, begreife ich sehr wenig, oder wenigstens nur insofern, als ein anderes, Göthisches Geheimnisvolles eine vielleicht zu große Rolle spielt. Denn Dein Roman enthält wohl zuviel unaufgelöst rätselhafte Gestalten [Sehr wahr], Erscheinungen, und kleine seltsame Begebenheiten [Sehr wahr (wie oben)], die den Leser nur unruhig machen, und so den Eindruck des Ganzen durch zu große Mannigfaltigkeit schwächen; Du hast im Ganzen zu wenig Ruhepunkte angebracht. Nicht zu leugnen ist, daß der Roman des Gegebenen manches hat: aber die Darstellung und Behandlung ist eine so eigentümlich zarte, reiche, erfinderische, unerschöpfliche, daß ich damit keinen Tadel aussprechen will. Zu einem solchen Gegebenen, was ich tadeln möchte, gehört mehr die Gestalt des Prinzen als Geliebter des Bürgermädchens*) [Egmont und Clärchen]. Doch nach der Szene, in der Du geradezu die Stelle des Malers zu ver-

*) **Der Prinz soll ja eben ein blofser wirklicher Nachahmer des Erdichteten, Gelesenen sein.**

treten und den Auftritt im Trauerspiele darzustellen scheinst, endigt sich diese Geschichte wieder so eigentümlich schön; Erwin ist eine Mignon, interessiert aber nicht wie dieser; unter allen Gestalten Deines Romans erscheint mir eine leicht ganz wegzuwünschen; Romanas Ende erinnert an Armandas Verbrennung [1]) [Ist mir gar nicht bekannt], sogar die Erscheinung der weißen Frau. — Die Persiflagen auf die erdichtete, fühllose, ruhelose Poesie sind alle köstlich, überhaupt die ganze Behandlung des Lächerlichen ist entzückend, und ich halte alle diese Szenen beinahe für die unvergleichlichsten des ganzen Romans; sie haben mich unwiderstehlich durchdrungen und ergriffen, je mehr ich Wehmut und Sehnsucht und reichere Poesie als ihren Quell erkenne. Wie einzig z. B. ist es, wenn der Prinz seinem Clärchen in einigen Sonetten zu Grabe läutet; wenn die parfümierte Teegesellschaft den Brief der Gräfin Romana für Entwürfe zu einem Roman hält; wie echt komisch, wenn sich Faber mit dem Waldhorn des Jägers, dem dieser wie ein Triton mitspielt, zankt! Wie wunderschön ist schon der Eingang des Romans, die Weihe zum Meister bezeichnend! Ja, sprechen möchte ich Dich, Geliebter! Denn ich kann Dir nicht 1/1000 Teil von dem erwähnen, was mich entzückt hat, was ich ganz reizend finde! Auch zanken möchte ich mich so gern von Mund zu Mund mit Dir, bis ein Kuß den Beschluß macht! Zanken über dies und jenes, manche mir noch nicht universell genug [ei! ei!] erscheinende Ansicht; schriftlich ist das alles mit zu wichtiger Miene verbunden; schreib' ich es nieder, mir ist als würde das Blatt zum Spiegel und ich müßte den schreibenden Herrn Dozenten recht lächerlich und pedantisch finden. So geht es mir auch manchmal, wenn ich in meiner Kritik der Staël lese; und es muß doch auch sein. Jetzt ist nur des gedruckte Wort elastisch; einst bekommt das geflügelte seine himmlischen Flügel wieder und viele schwarze Worte werden Totenkreuze, denen Engel entschwebt sind. Aber jetzt laß uns die Bücher noch sehr ehren! Ohne Samen keine Frucht, ohne Grablegung kein Leben! Ueberhaupt, mein Lieber, Teurer! können wir von der Vielseitigkeit aller Gegenstände unserer Ansichten und Darstellungen nicht genug durchdrungen sein; „der ist der Liebendste,“ schrieb ich neulich, „der die meisten Gegensätze in einer höheren Einheit zu versöhnen weiß“. Die Heraushebung der Schwächen als Gegenstände des Lächerlichen wirkt negativ, reinigend, wie die Kritik; sie ist Kritik; je rücksichtsloser, allgemeiner, *zweckloser* das Lachen, je freier von Bitterkeit, desto reiner von prosaischer Beimischung, desto poetischer wird es sein! Es erhebt sich zum reinen Zwecklosen, — zum Geiste der Kunst. Ich kann nicht leugnen, daß ich *bis*-

---

[1]) Vermutlich ist ein Roman aus der damaligen Zeit gemeint.

weilen in Faber und Leontin etwas Manier*) der Zeitverachtung und Männlichkeit usw. bemerke. Das Bäumebesteigen nimmt z. B. kein Ende [Sehr wahr!]. Ich gehöre nun einmal nicht unter die, welche eine Rückkehr zum Waldleben für das Höchste der Freiheit halten würden. Ihre Freiheit war animalisch, fröhlich als solche, denn wo gab es Wilde wie unsere Deutschen im Walde waren? — Die unsere soll musikalisch, also durch das Gesetz der Harmonie errungen werden. Verachtet die moderne Bildung nicht! Wahrlich, die Zeit ist groß und hat das Höchste gemeint — laßt die Zeitlinge unter ihr weglaufen! Wir wollen zur Ewigkeit, und die versöhnt alle Zeiten. Dafür sind wir Deutsche, daß sich in unserer Ansicht alles versöhnt. Wenn ich aber gegen die Verachtung mich erkläre, so rede ich darum doch der Sehnsucht gewiß ewig das Wort! Alle Sehnsucht aber hat eine Heimat. [Bravo!]

Victor, die Familie des Herrn v. A. während sich die zwei Freunde dort aufhalten, und die Gräfin Romana und Leontin offenbar noch mehr, halte ich für die vollendetsten Gestalten Deiner Darstellung. In Victor glaube ich bisweilen Züge von Wilhelm entdecken zu sollen, dann wieder von Brentano, in Faber ist wieder Brentano öfters gemeint, wie Leontin unverkennbar Arnims Ideale nachgebildet**) ist; zu der Gräfin Romana, — einer herrlich hingestellten Figur, die eines großen Dichters würdig ist — hat Dir leiblich irgend ein weibliches Wunderwesen gesessen, und Du hast bestimmt die Idee dazu in irgend einem Abenteuer empfangen. [Nein, sondern in mir selbst.] Ich habe Dich besonders in Schilderung der patriotischen Momente der Gräfin hoch bewundert — da ist alles Leben und Bild, ebenso herzzerreißend als herzergründend — eine furchtbare Wahrheit aus unserer Zeit! Rosas Verderbnis ist tief rührend und sehr sinnvoll in bezug auf die ganze Zeit — das mir schon bekannte, mich ewig rührende Lied: der armen Schönheit Lebenslauf, ist der Trost, und Rosas, Romanas, Angelinas und Mariens Verirrung sind die Variationen darauf [Bravo!]. Etwas zu viel Gestalten scheinen auf diese Seite der Weiblichkeit gestellt, Julie ist kein ausreichendes Ideal für die anderen; Du hast den Sturm auf der Lyra der Weiblichkeit den Virtuosen sein lassen [besser zu reich, als zu arm], hierin, glaube ich, wird man Dich beschuldigen, einen Gedanken durch zu viele Figuren ausgedrückt zu haben. Daß Leontin sich gar nicht um Rosas Sinken bekümmert, werden sie Dir ebenfalls für einen Verstoß gegen Anstand, Kostüm und Wahrscheinlichkeit anrechnen [liegt aber ganz in ihm]. Was man überhaupt

*) Faber soll ein manierierter Kerl sein, und kein Ideal eines vollkommenen Mannes, was keiner ist, der blofs Dichter ist.

**) Gar nicht, denn Arnim hat, meines Wissens, nie einen ähnlichen Charakter anfgestellt. Er selber aber sieht dem Leontin gar wenig ähnlich.

dem Ganzen wohl vorwerfen kann, ist, daß alle Erscheinungen mehr überraschen, als vorbereitet werden; recht tiefe, organische Entwicklung aus der ersten Erscheinung heraus scheint mir nur bei der Gräfin Romana, bei Victor und der ganzen Gesellschaft des Fhr. v. A . . . stattzufinden. Leontin erscheint anfangs viel prosaischer und in den Tag hineinlebend*) als später; Friedrichs Geschichte behält in der Mitte einen nicht ausgefüllten Riß. [Natürlich.] Unter dem Dithyrambisten beschuldige ich Dich, einen unserer Freunde persifliert zu haben. Ich irre mich ganz gewiß nicht; die Ahnungen sind überhaupt Töne, die auf Saiten in uns hindeuten, die ein geistiger Hauch berührt. Ich lasse mir es nicht nehmen, daß Du so im Schmachtenden eine kranke Lebensperiode eines Menschen darstellen wolltest, der mir allerdings näher steht als der nächste Herzensfreund — gestehe mir nur, daß ich recht habe. [Ja, Du hast recht, Du guter, lieber Freund.]

Während Du in der Prosa die Zartheit und romantische Duftigkeit Tiecks besitzest, sind es mehr Deine Lieder, in denen Du Dich der Volkspoesie Arnims und Brentanos mit einer wieder eigentümlichen Zartheit näherst, die in seinen Gedichten Arnim gar nicht, Brentano auf eine südlichere Weise besitzt. Deine Lieder in diesem Roman gehören zu dem Schönsten, was ich, nicht nur von Dir, sondern überhaupt unter uns kenne. Nimm auch meinen Dank für diese echten Poesien, in denen sich die höhere Vollendung Deiner letzten Jahre, wie überhaupt in diesem Romane, so überzeugend und ausgezeichnet ausspricht. Diese Lieder, dann die Glasmalerei aller Deiner Darstellungen, die zugleich duftig und so nahe sind, daß ich alles vor Augen habe, dann die Ironie im Roman, endlich die vielen Worte, Töne und Bilder der Sehnsucht geben Deiner Dichtung in meinen Augen einen Wert, der an sich schon in der Bedeutung höher steht als alle Vollendung, die Du Deinem Werk vielleicht noch hättest geben können.

Ich werde Deinen Roman alsobald an Fouqué befördern. Eine Bemerkung mußt Du mir erlauben: wenn ich mich irre, was sehr möglich ist, so nimm es für nicht gesagt. Die Einleitungsstanzen sind mir sehr wert und ich verstehe sie; aber für die meisten Leser werden sie dunkler und weniger klar und gerundet hintreten als das Uebrige; z. B. der Steine Zinn'; oder antwortest Du Dir darauf: es sei ja für die Freunde nur überschrieben, und des Uebrige nur für alle.

*) Allerdings, aber auch gleich von Anfang mit auffallend durchschimmernder Tiefe des Gemüts, daher nachher bei ernsteren Umständen sein gröfserer Ernst ganz natürlich.

Das läßt sich hören. Ich habe heute an den herrlichen Perthes[1]) geschrieben, ihm aber von Deinem Romane nichts gesagt, da Du ihn Fouqué übergibst und ich mich bescheiden werde, ihm der erste Liebende zu sein. Nach der plötzlichen Entfaltung, die ich an Deiner Poesie bemerke, bin ich sehr sehnsüchtig und begierig, etwas von Wilhelms neueren Dichtungen zu sehen, der gewiß auf seinem Weg ebenso fortgeschritten sein wird. Görres meinte, das verstünde sich, daß Ihr etwas Vortreffliches liefern würdet und müßtet. Sollte einer von Euch ein Schauspiel oder eine Tragödie oder andere längere Dichtungen uns für den Almanach geben wollen, so würde es sehr willkommen sein; denn das in sich Gereifte ist seine Grundidee. Meine literarischen Verbindungen haben sehr an Weitläufigkeit gewonnen. Dabei studiere ich jetzt mit disziplinarischer Strenge seitdem ich zurück bin. Auch ich habe einen Roman vor, der, vom Theater ausgehend, das zu bildende deutsche Leben umfassen soll. Es fehlt nicht an Stoffen, aber am rechten Momente der Ausführung. Jetzt habe ich noch wenigstens zwei Monate mit etwas strengen Studien zu tun, bevor ich an ein so süßes Geschäft mich recht anhaltend machen kann. Von dem großen dramatischen Gedicht, das ich schreiben werde mit Gottes Gnade und Beistand, wie von meiner Idee eines großen kritischen Werks, das erst in späterer Zeit ans Licht treten kann und soll, habe ich Dir wohl schon einmal geschrieben. Von meinem Buch über l'Allemagne habe ich erst ein Exemplar erhalten; ich bin ungeduldig, Dir es zu senden, sobald ich mehrere haben werde. Es ist in 16 Tagen entstanden, mußte gleich erscheinen, und so mangelt ihm gewiß sehr viel; dies empfinde ich recht gut, so sehr ich es loben höre.

Ich wollte meinen Namen nicht vorsetzen, aber man bestürmte mich, wie ich denn überhaupt seit einiger Zeit mit bloßen Chiffern unterzeichnet habe, um mir erst von neuem eine Meinung zu gründen; denn das Volk ist erbärmlich und will Gaukelei; wer es aber redlich meint, dem wird die Gaukelei zur Weihnachtsheimlichkeit. Sobald ich mehr Exemplare erhalte, mein Lieber, ist das erste Dein.

Ich wünschte Dir das Frühlingsgeschenk, eine Gedichtesammlung von Freudenfeld, 1811[2]), mitschicken zu können. Ihr seid sehr verwandt. Freudenfelds Poesie gehört zu dem Klarsten und Lieblichsten, was ich

---

[1]) Gemeint ist wohl Friedrich Christoph Perthes (1772—1843), der große Patriot, der in den Befreiungskriegen durch seinen Opfermut viel zur nationalen Begeisterung beitrug. — Das geplante dramatische Gedicht ist vielleicht „Zephalus und Prokris", 1817 erschienen. Das „große kritische Werk" läßt keine Vermutungen zu.

[2]) Freudenfeld gab 1811 in Göttingen seine Poesien unter dem Titel „Frühlingsgeschenk oder Sammlung kleiner Gedichte" heraus.

kenne; während Du mehr zur Tieckschen Schule, von der Arnim und Brentano ausgegangen, gehörst, erblüht F. mehr aus Götheschen; doch ist er enger ans Romantische gebunden als der Meister. In Weimar war ich vorigen Winter bei Göthe; er war freundlich.

Ich hätte Dir noch viel zu schreiben, mein geliebter Freund; ein andermal; denke liebend

Deines Isidorus.

N. S. In Breslau erscheinen jetzt Zeitblüthen,[1]) deren Unternehmer eine wenigstens gemütliche, fromme Gesinnung anzeigen, die sich nach Rat und Unterstützung sehnt. Du wirst von ihnen zur Teilnahme eingeladen sein oder werden, und ich empfehle dies Blatt Deinem Anteil; im Vertrauen auf meine Versicherung, daß Du der Bitte freundlich sein würdest, ergeht die Einladung an Dich; als Schlesier glaubte ich sie an Dich weisen zu dürfen.

Godwi[2]) ist doch ein köstlich gediegenes Buch! Wenn alles Verwilderte so aussähe, bliebe an der Ordnung wenig gelegen. Das Salz ist nicht gespart — das Salz der Erden! Ich verehre Fouqués Poesie. Aber so etwas kann er doch nicht schreiben! Mir sind viele Fouquésche Dichtungen sehr teuer, besonders nächst dem Sigurd die herrlichen kleinen Erzählungen und Eginhard und Emma;[3]) wie man aber den Zauberring für sein Bestes halten kann, wie es möglich ist, daß Friedrich Schlegel dies poetische Erscheinungs- und Ritterkostüm-Wörterbuch — das manches Göttliche enthält, wer wird es leugnen — für sein Höchstes preist, das macht mich still erstaunen.

Meine Anstalten waren getroffen, um erst 14 Tage von meinen Arbeiten weg nach Wien zu gehen — die Pässe säumten — ich bin geblieben. — — —

N. S. zu dem Wort über Godwi: Auf der anderen Seite steht Fouqué in der Gesinnung wieder reiner und gediegener da, als alles, was Brentano schaffen kann — Brentano ist aber der Zauberberg — was ist darum auch unwiderstehlicher, als sein Guitarrenspiel und Gesang?—

2. N. S. Erlaubst Du mir, die Stanzen über Deutschland, die Du auch: An die Freunde überschrieben, für die Deutschen Blätter[4])

---

[1]) „Zeit-Blüthen", ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt, kam 1814–1815 mit Beiträgen Loebens in Breslau heraus.

[2]) „Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter." Ein verwilderter Roman von Maria (Pseudonym für Clemens Brentano). Bremen, 1801–1802.

[3]) „Eginhard und Emma", ein Schauspiel in 3 Aufzügen, erschien 1811; „Der Zauberring", ein Ritterroman 1813 in Nürnberg.

[4]) Die „Deutschen Blätter" erschienen gleichfalls mit Beiträgen von Loeben 1813 bis 1814 in Leipzig, später in Prag (Goedeke VIII, 23 f.). Das betreffende Gedicht erst später in Loebens „Hesperiden" I, 99.

mitzuteilen? Ein andermal von den mir gesendeten einzelnen Gedichten — heute hatte ich nur für Deinen Roman Atem. Adieu, ade! —

3. N. S. Hier ein paar aus Helmines Gedichten — sende sie mir zurück. — Sie ist noch viel genialer als ihre bisherigen Lieder. Du weißt, daß in Friedr. Schlegels romantischen Dichtungen der alte Roman Euryanthe[1]) von ihr bearbeitet ist? Die Minnelieder darin sind ganz von ihr! Jetzt habe ich einen recht herrlichen Aufsatz über altdeutsche Gemälde von ihr. Sie übersetzt auch aus dem Persischen und Spanischen und hat sich selbst im Dramatischen versucht. Mehr als das alles aber ist ihr Gemüt!

11.

Dresden, 30. März 1816.[2])

Mit inniger Liebe und Lust, mein holder Freund und Liebling, habe ich Deine Worte an mein Herz genommen. Wenn Du mich jemals erkannt hast, so muß es die Erinnerung an mich Dir sagen, daß ich treu bin, und daß das, was den Kern meines Wesens ausmacht, über die Dissonanzen sich erhebt. Eine Erinnerung sollte mein Gruß sein — Groll kenne ich nicht gegen Dich, denn ich liebe Dich herzlich, leid hat es mir getan, daß Du mich vernachlässigtest und daß ich Deine Heirat durch Adam Müllers, die Erscheinung Deines Romans durch die öffentlichen Anzeigen erfuhr. Beides hat keiner weniger verdient als ich. Vielleicht, dachte ich, schließt er von meinem langen poetischen Stillschweigen auf ein Verstummen des Genius und ist zweifelhaft an mir geworden. Gott hat mich in dieser Zeit des Schweigens so treu und herrlich an seiner Hand geleitet und mir die Laute des Busens um so reiner als je gestimmt — daß ich beschloß, es in Demut — die uns ja so sehr ziemt, und immer mehr, je mehr wir der Liebe unendliche Führung erfahren — in Demut abzuwarten, daß die Zeit mich vor Dir rechtfertigen würde. Diese Zeit sollte die Erscheinung meiner Lotosblätter[3]) sein, welche mich diesen Winter beschäftigt und mit innigem, kindlichen Dank gegen den Geber alles Guten durchdrungen haben. Sie sind vollendet und erscheinen zu Ende dieses Sommers.

---

[1]) Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters aus gedruckten und handschriftlichen Quellen, herausgegeben von Fr. Schlegel, Leipzig 1804, enthält im 2. Band die „Geschichte der schönen und tugendsamen Euryanthe". (Goedeke VI, 28.) Später gab Helmina von Chézy heraus: „Euryanthe von Savoyen." Aus dem Manuskript der k. Bibliothek zu Paris: Histoire de Gerard de Nevers et de belle et vertueuse Euryant de Savoye, übertragen, Berlin 1823, und dann den Operntext „Euryanthe" für K. M. v. Weber. Wien 1824.

[2]) Ueber Loebens Aufenthalt in Dresden und seine Teilnahme am dortigen „Liederkreis" berichtet Hermann Anders Krüger in seiner „Pseudoromantik", Leipzig 1904. (Dazu Pissin 297 ff.) — [3]) Lotosblätter. Fragmente von Isidorus. II. Bamberg 1817.

Da, lieblicher Freund, erfuhr ich durch unseren Müller, Du habest Dich eben vermählt. Mein Herz, meine Freude ließ mich meines Vorsatzes vergessen, ich schrieb Dir in einem Sonett, das Du wahrlich nicht als Gedicht betrachten solltest, sondern nur als Druck der treuen Freundeshand, die, wenn Du sie auch loszulassen geschienen hättest, sich innig halten würde, um Dich der süßesten Freundlichkeit des Himmels zu empfehlen. Deine Antwort erfreute mich kindisch, das Gefühl bei der Menge von Gemütern, die meinen Lebensweg schmücken, Deine Nähe zu vermissen, ergriff mich manchmal, und ich danke Dir, daß trotzdem daß Du freilich noch nicht wissen kannst, wie mein inneres Leben aus seinem Kampfe hervorgeht, mein Freund geblieben bist, wie ich im Leben und jenseits nie anders über Dich und für Dich empfinden werde, als liebevoll.

Da ich gleich nach den Ostertagen auf wenigstens sechs Wochen zu meiner Mutter in die Lausitz gehe, so bin ich Dir um so näher und bitte Dich angelegentlich, laß uns diese Zeit benützen, um das gegeneinander Versäumte zu ergänzen und uns wichtige Mitteilungen zu machen. Wir haben beide, jeder auf andere Weise, viel erfahren und sind gewiß beide, jeder auf seine Weise, Gott und dem Geheimnisse der Welt um vieles nähergetreten und haben Harmonie mehr und mehr für das innerste Wesen der göttlichen Poesie erkennen lernen. Von Deinen mir so freundlich gegebenen Gedichten werde ich nun im Laufe dieses Sommers Gebrauch machen. Unter dem Titel: Sarafwadi. Blüten und Früchte aus der Heimat der Poesie und des Gemüts[1]) wird eine Samml(ung), die ich alle halbe Jahre herausgeben werde, mit den Gaben der Freunde und dem, was mir Gottes Geist verleiht, erfüllt, zu Michaelis 1816 zum erstenmal erscheinen. Ich darf von dieser Herausgabe etwas sehr Vorzügliches versprechen und überzeugt sein, daß auch Dich diese Erscheinung so, wie ich sie frei, innig und froh zu gestalten strebe, ansprechen wird. Noch erscheint zu derselben Zeit eine kleine Sammlung früherer Gedichte von 1806 von mir,[2]) der dann einmal später die meiner Heidelberger Poesien von 1807 folgen soll.[3]) Zum Frühling und Sommer hoffe ich, der Entstehung und Anlegung neuer Werke entgegenzugehen, besonders aber auch, manche Studien zu machen, wozu bei dem ernsten Werte dieses Winters — dem entscheidendsten und wunderbarsten meines bisherigen

[1]) Unter diesem Titel weder Pissin noch dem Herausgeber bekannt, vielleicht die späteren „Hesperiden“?

[2]) „Der Schwan.“ Poesien aus dichterischer Jugend, mitgeteilt von Isidorus. Leipzig 1816.

[3]) „Rosengarten.“ Dichtungen von O. H. Grafen von Loeben. Leipzig 1817.

Lebens — keine Zeit war. Deinen lieblichen Roman wiederzulesen, neue Poesien wie Frühlingsblumen von Dir wieder zu grüßen, bin ich recht sehnsüchtig. Deine schönen und zum Teil sogar reizenden Poesien im Frauentaschenbuch haben mich sehr erfreut. Mein Wirkungs- und Verbindungskreis hat sich von selbst erweitert, und was die Korrespondenz durch ihren Umfang an Interesse gewonnen, hat sie auch zu gleicher Zeit an Obliegenheit für mich, so daß man manchmal weniger herumkommt. Uebrigens ist in meinem Gemüte wohl zwar eine viel größere Kraft, aber doch soviel Freude und Lust. Laß mich aufhören, lieber Freund. Sehen, sprechen, lesen muß man sich, um sich wieder ineinander zu spiegeln. Liebe mich nur bis dahin und sei und bleibe mir treu. Der Frühling bringe Dir und Deiner Frau, der ich mich angelegentlich zu empfehlen bitte, seine süßesten Blüten — der Herbst seine zarteste Frucht, und durch beider Gewebe laß Deine Lautenklänge wie Sonnenstrahlen wandeln, und die reifende Traube Deines Innern neige sich innig zur Sonne der göttlichen Liebe hin. Und so sei und bleibe gesegnet, mein innig lieber Herzensfreund.

Loeben.

12.

Joachimstein bei Görlitz, 3. Mai 1816.

In diesen Tagen, wo ich mich, nach der Absendung der zwei Bände Lotosblätter an den Verleger, mit der Anordnung der Hesperiden[1]) beschäftige, und bei dieser Uebergangs- und Erholungsarbeit — wobei ich Dich recht gern zur Seite hätte — den Frühling selig genieße, bin ich recht vom Zauber Deiner lieblichen, herrlichen Poesien umfangen, wie vom reichsten, sinnigsten Blütenkranze, mein geliebter Freund. Bei Deinen Liedern und Traumgebilden voll Lebendigkeit, Leichtigkeit, Anmut und dichterischer Jugendkraft fühlt man es recht, was eigentlich das schönste und reinste Wesen der Poesie hienieden ist, und wem sie ihre Sprache am süßesten verleiht. Ich wünsche Dir von Grund meines Herzens Glück zu den seligen, lustigen Tönen, welche sie Dir, Du anmutige, sommerliche Guitarre!, entlockt. Ich schreibe Dir, mein holder Bruder, nur wenige Worte, sie sollen Dir nur Nachricht geben von dem, was ich aus Deinen Poesien, die Du mir gegeben hast, für den ersten Band der Hesperiden auswählte. So viel Schönes von Freundeshänden hineinkommt, in meinem Herzen nehmen Deine und Nekens[2]) (sic) Lieder (von diesem kennst Du noch nichts, er gönnt mir die

---

[1]) „Die Hesperiden.“ Blüten und Früchte aus der Heimat der Poesie und des Gemüts. Leipzig 1816.

[2]) Karl Adam Näke, ein Verehrer Loebens, der sich als Mitarbeiter an Asts „Zeitschrift“ auch poetisch versuchte.

Freude, ihn durch die Hesperiden in die Welt einzuführen) die erste Stelle ein. Von Dir erscheint im ersten Bande, dessen Druck um Johannis beginnt, Lustfahrt (ich nenne es mit Deiner Erlaubnis: Das geflügelte Roß), Trinklied, Liedchen (Euch, Wolken, beneid' ich), Herbstliedchen (Herbstnebel ziehn über den Weiher), An eine junge Tänzerin, An die Freunde (Stanzen). Mehreres bleibt nun noch für den Frühlingsband (Ostern 1817) zurück, wie z. B. Die weinende Braut.[1]) Ich rechne auf Deine treue fernere Teilnahme an diesem Unternehmen, das unter glücklichen Auspizien beginnt. Der erste Band ist in zwei Bücher geteilt, wovon das eine das meiste der lyrischen Blumenspenden enthält, die ich mit meiner lieben Helmine v. Chezy herausgeben wollte, und deren Erscheinung die Zeitumstände des Frühjahrs 1815 vereitelten; im zweiten Buche werden Herbst- und Wintergeschichten, Kunstaufsätze, Romanzen, vermischte Aufsätze enthalten sein. Das Ganze gestaltet sich recht glücklich. Von Deinem Bruder Wilhelm bin ich gesonnen, Die zauberische Venus[2]) und ein Lied aufzunehmen, und wenn Du ihm schreibst, so bitte ich Dich, es ihm mitzuteilen. Deinen Roman wirst Du mir hoffentlich nun bald schicken, sowie Du meinen Brief erhalten haben wirst, den ich kurz vor meiner Abreise von Dresden schrieb. Diesen Monat bleibe ich hier, dann gehe ich nach Dresden zurück. Sehnlich wünsche ich, daß wir uns einmal wiedersehen, und ich hoffe, es wird nun bald möglich sein, da Du Dich in Breslau fixierst. Behalte mich nur immer recht lieb, sei mir treu, vertraue mir nur immer! Und das glaube mir nur, inniger durchdringt keiner Dein liebliches Streben und Dichten. Empfiehl mich Deiner Frau. Heute muß ich eilig schließen. Ich hoffe nun in diesem Jahre mancherlei Größeres zu dichten. Ich habe rechte Sehnsucht danach — — vielleicht zu viel.

O, daß wir uns einmal sprächen! Noch eins. Es sind mehrere frühe Gedichte meines lieben Florens (der mein bleibt), die ich gern in den zweiten Band nähme. Bist Du dies zufrieden? Die vollendeten herrlichen Gedichte, die Du mir vor'n Jahr sandtest, habe ich natürlich mit Jos. Bar. v. E. unterschrieben: der Name ist ebenfalls sehr schön!

[1]) Auf der Provinzialbibliothek zu Hannover befindet sich ein sonst kaum mehr auffindbares Exemplar der „Hesperiden, Blüten und Früchte aus der Heimat der Poesie und des Gemüts", herausgegeben von Isidorus I. Leipzig bei Georg Joachim Göschen 1816. Der II. von Loeben geplante Band erschien nicht. Die von Eichendorff in den „Hesperiden" veröffentlichten Gedichte sind: Das Flügelroß S. 6, Liedchen (später Leid und Lust) S. 22, An eine junge Tänzerin S. 55, An die Freunde S. 99, Herbstklage S. 135, Trinklied (Auferstehung I) S. 154. Die Gedichte haben in der späteren Fassung nur unwesentliche Aenderungen erfahren.

[2]) Die „Zauberische Venus" ist unter dem Einfluß von Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz" und Josefs Märchen „Zauberei im Herbste" in früherer Zeit entstanden. Wiederabgedruckt von Pissin in Eichendorffs Jugendgedichten 145.

Doch war auch Florens unendlich bezeichnend in glücklicher Stunde gefunden. Lebe wohl, mein geliebter Freund. Jetzt schwelge ich

(Schluß fehlt.)

II.

Zwei Jugendbriefe der Brüder Eichendorff an den Förster Josef Sontag.[1])

Bester Josef!

Dein Brief machte mir ungemein vieles Vergnügen und Freude, teils des schönen Inhalts wegen, teils weil er mich augenscheinlich überzeugte, daß Du auf Deine Hand besser geworden bist. Schone Dich nur recht und arbeite mit dieser Hand noch wenig, damit Du Dir nicht Schaden tust; und besonders bitte ich Dich, sei recht sehr aufmerksam in Ansehung des Gewehrs, denn es ist zu gefährlich. Die Vakanz rückt jetzt mit schnellen Schritten heran; besuche uns nur recht oft, damit wir uns recht genießen können; ich freue mich auf diese Zeit außerordentlich, wo wir zusammen die schöne Gegend durchstreifen und jagen werden, wir wollen aber das schöne Terrain des Grafen Plettenberg besser benutzen als voriges Jahr, die Hasen, Rebhühner etcetera, was wir schießen, gehört dem Grafen oder dem Herrn Forstmeister, das versteht sich schon, denn stehlen dürfen wir nicht, das ist verboten. Jetzt habe ich nur noch eine Bitte. Erinnere mich doch nicht so oft an den Besuch, den wir Dir während Deiner Krankheit gemacht haben, dieses

[1]) Seit 1801 besuchten die Brüder Eichendorff das katholische Maria Magdalenengymnasium in Breslau. Die Ferien brachten sie in Lubowitz und Umgebung zu. Der in den folgenden Briefen angespielte Vorfall ereignete sich am 30. September 1802. Darüber Josefs Tagebuch vom 1. Oktober: „Früh kam die traurige Nachricht, daß unser ehemaliger Bediente, der nunmehr in Hammer beim Forstinspektor Meyer die Jagd lernt, sich gestern abends um 7 Uhr unglücklich in den Arm geschossen habe. H. v. Garnier faßte gleich den Entschluß, zu Fuß bis Ratibor, wo er aufs Schloß zur weiteren Vorsorge gebracht worden war, zu gehen, auch ich war nicht abgeneigt, da ich ihn sonst immer sehr gern hatte und mir sein Unglück so sehr nahe ging, Garniern zu begleiten, allein es kam Contre-Ordre, indem wir mit unserer lieben Mutter nach Rudnik versprochen waren: allein von da aus gingen wir zu Fuß nach Ratibor, sahen den Unglücklichen, dessen Schicksal noch unentschieden ist, ob er nicht um den Arm kommen könne, und H. v. G. begleitete uns über Niedane, wo wir eine Laterne wegen der finsteren Witterung nehmen mußten, nach Lubowitz. Wir kamen erst gegen 11 Uhr nach Haus, und trotz allen Vorwürfen, die uns die allzu bedenkliche Großmutter machte, fühlten wir Wonne, einen Unglücklichen zum Teil mit unserer Liebe getröstet zu haben. Im Bewußtsein einer edlen Tat verging uns der Weg recht froh und wir schliefen recht sanft nach dieser Motion." Die Eintragung ins Tagebuch rührt von Wilhelms Hand her. Herr von Garnier war ein der Familie Eichendorff befreundeter Adeliger aus Chroust.

war ja nichts mehr als Schuldigkeit; ferner hat mich in Deinem ganzen Briefe nichts als der läppische Titel Hochundwohlgeboren verdrossen. Es kommt so fremd heraus, wenn zwischen uns dergleichen Etikette und Komplimente obwalten. Empfehle mich Deiner lieben Mutter vielmals und denke recht oft an mich. Leb' wohl. Dein Dich liebender Freund

Wilhelm Baron von Eichendorff.

Breslau, den 26. April 1803.

Lieber Josef!

Dein letzter Brief, den ich richtig erhalten habe, kam mir ganz unerwartet. Wieviel Freude und Vergnügen er mir verursacht hat, kannst Du Dir nicht vorstellen, besonders, da ich aus demselben ersehe, daß Dein Arm wieder zum Schreiben und folglich auch zu allen anderen Verrichtungen tauglich ist. Ich hoffe und vermute daher auch, daß Du mit der Zeit gar keine Folgen dieses Unglücks spüren wirst. Dieser Brief rufte mich ganz wieder in die vergangenen glücklichen Zeiten zurück, wo wir zusammen ausritten, zusammen auf den Vogelherd gingen oder an schönen Frühlingsabenden auf Deiner Rasenbank beim Gärtner saßen und sich von der fröhlichen Zukunft unterhielten: wie wir zusammen hier in Breslau oder in Frankfurt zusammen lustig sein würden, oder wie ich Dich einst als Minister zum Oberkammersekretär machen würde und andere dergleichen Dinge mehr. Die erstere Hoffnung, nämlich hier in Breslau mitsammen fröhlich sein zu können, ist freilich vereitelt worden, die zweite aber, miteinander nach Frankfurt zu gehen, wird wohl wahrscheinlich erfüllt werden. Man pflegt ja immer zu sagen: Nach Regen folgt Sonnenschein. So wird's auch hier gehen. Nach Trübsal wird Freude kommen. Wir werden noch zuletzt mitsammen recht glücklich und fröhlich leben. Doch tut es mir sehr leid, daß Du gerade unter der Vakanz das Unglück hattest, wir hätten sonst noch vielmal miteinander auf die Jagd gehen und überhaupt uns lustig machen können, wenn es nicht geschehen wäre. Doch was sich durch diese Vakanz nicht tun ließ, wollen wir die künftige Vakanz, welche ebenfalls schon wieder immer näher heranrückt, doppelt einbringen. Wie ich hörte, werden auch unsere Geldangelegenheiten bis zu dieser Zeit wohl schon so beschaffen sein, daß wir wieder in Sumin frei jagen werden dürfen; und da soll's lustig hergehen! Dann kannst Du alle Tage an diesen Vergnügungen mit Anteil nehmen. Doch was den Besuch anbetrifft, den wir Dir während Deiner Krankheit in Ratibor machten, so war dies nichts anderes als unsere Pflicht. Denn ich hätte es mir zu einer Schande gerechnet, wenn ich nicht Liebe für einen so

treuen Freund hätte, mit welchem ich beinahe aufgewachsen bin und die fröhlichsten Tage meines Lebens durchlebt habe. Wie sehr ich bei dem Anblicke Deines damaligen Schmerzes gerührt war und wie gerne ich Dir geholfen hätte, davon kannst Du Dir selbst keine Vorstellung machen. Doch ich muß endigen, weil ich noch einen Brief an den Papa schreiben will. Schreibe mir doch bald wieder, wenn es Deinen Arm nicht zu sehr inkommodiert; doch lasse dabei das Hochundwohlgeboren und den gehorsamsten Diener und Knecht weg und nenne mich lieber Deinen wahren Freund:

Josef B. v. Eichendorff.

Breslau, den 26. April 1803.

Verzeihe, daß ich nicht eher Deinen Brief beantwortet habe, und denke manchmal an uns, so wie ich nie Deiner vergessen werde. Lebe wohl bis auf Wiedersehen.

III.

Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué an Josef Freiherrn v. Eichendorff.

Nennhausen, am letzten Tage des Jahres 1817.

Ein fröhliches Neujahr voraus, lieber Eichendorff, und hinterdrein ein herzlicher Dank für Ihr lieblich blühendes und glühendes Novellenmärchen [1]), das bereits seinen Platz im Archive des Frauentaschenbuches eingenommen hat. Werden Sie aber schelten, wenn ich bekenne, daß ich zwei Stellen, wo die Farben allzu dreist erglühten, um nach meiner Ueberzeugung vor Jungfrauenaugen treten zu können, etwas gemildert habe? Vielleicht hätten Sie die Umgestaltung kaum bemerkt und werden sie vielleicht auch jetzt nicht einmal bemerken, so geringfügig ist sie. Aber: ehrlich währt am längsten. Ich denke, Sie schelten und zürnen um so weniger, da ich dabei nicht ohne Frauenrat zu Werke gegangen bin. Meine eigene Frau nämlich zog ich dabei zu Rate, die Sie herzlichst grüßt und sich im übrigen an Ihrer anmutigen Dichtung wie überhaupt an Ihrer ganzen Poesie so sehr erfreut als ich. Es ist wahrhaftig kein Aktenstaub auf Ihre Blumen gefallen, und eben das überzeugt mich um so mehr, daß die Prüfung des Geschäftslebens wohltätig auf Sie einwirken wird. Denn was nicht hindert, das fördert.

Dem Herrn Reg.-Sekret. Kapf [2]) muß ich leider seine Gedichte ungebraucht zurücksenden. Ich habe es mit der möglichsten Schonung getan

[1]) „Das Marmorbild," dessen Empfang Fouqué in dem Brief bestätigt, erschien im Frauentaschenbuch auf das Jahr 1819.

[2]) Karl Gottlieb Kapf (1772—1839), Regierungsrat in Breslau, schrieb Gedichte, Theaterstücke usw. (Goedeke, VII, 217 f.)

und bitte Sie, ihm meinen Brief zu einer guten Stunde allenfalls mit milder Vorbereitung zu geben.

Daß ich erst so spät mit Dank und Antwort komme, lag in einer wirklich unbezwinglichen Ueberhäufung von Arbeiten und Geschäften. Entschuldigen Sie mich bestens.

Mit herzlicher Freundschaft und Hochachtung ganz der Ihrige

Fouqué.

IV.

Julius Eduard Hitzig an Josef Freiherrn von Eichendorff nebst einer Mitteilung von Georg H. L. Nicolovius.

Untenstehendes Urteil von Nicolovius [1]) wird Ihnen Freude machen, verehrtester Freund! Es versteht sich, daß ich an Schmedding [2]) sogleich sein Exemplar gesandt habe, so wie alle übrigen nach Ihrer Vorschrift durch mich selbst besorgt sind.

Lassen Sie mich hören, daß Sie glücklich angekommen sind und es Ihnen wohlergeht. Alles um mich grüßt herzlichst.

Berlin, den 16. Januar 1824. Hitzig. [3])

Ew. Wohlgeboren zeige ich unserer Abrede gemäß ergebenst an, daß meiner Meinung nach die Schrift des Hrn. v. Eichendorf (sic) [4]) dem Hrn. G.-R. Schmedding gar nicht anstößig sein kann. Er hat viel Sinn für Witz und geistreichen Spott, und kann daher wohl eine Freude an dem überraschend reichhaltigen Werke haben und den Verfasser von neuen Seiten liebgewinnen. Mein Rat ist, ihm das vom Verfasser ihm bestimmte Exemplar zukommen zu lassen. Ich meinesteils freue

---

[1]) Georg H. L. Nicolovius (1767–1839) war seit 1808 preußischer Staatsrat und bis 1839 Leiter des Kultusministeriums.

[2]) Schmedding war Oberregierungsrat im Kultusministerium zu Berlin, der später die Berufung Eichendorffs nach Königsberg veranlaßte (Heinrich Keiter, J. v. Eichendorff, 1887, 51).

[3]) Julius Eduard Hitzig (1780–1849), kriminalistischer Schriftsteller, seit 1815 Kriminalrat beim Berliner Kammergericht.

[4]) Eichendorff, seit 1820 Regierungsrat in Danzig, schrieb 1822 das dramatische Märchen „Krieg den Philistern", das 1824 im Verlag Dümmler zu Berlin erschien. Das satirische Lustspiel stellt ähnlich wie Tiecks „Zerbino" die Narrheiten seiner Zeit ergötzlich zur Schau und geißelt sie mit einer Fülle von Witz und Laune. „Persönliche Satire, die Eichendorff überhaupt fern lag, wird man in dem Scherze wenig finden, desto mehr aber treffende Ironie, Angriff auf Sachen und Zustände, alles in genialen, frisch hingeworfenen Zügen. . . ." (Werke I, 115.)

mich des Besitzes des meinigen und bin dem Autor und seinem vermittelnden Freunde recht herzlich verbunden.

Nicolovius, 13. Jan. 24.

An Eichendorff in Danzig von Hitzig.

V.

Leberecht Dreves an Josef Freiherrn von Eichendorff.

Verehrter Herr Baron!

Indem ich mit herzlichem Danke für die freundlichst zugesagte Durchsicht Ihnen beifolgend das Manuskript meiner Gedichte[1]) übersende, bitte ich Sie recht inständig, mir unumwunden zu sagen, ob Sie dieselben des Druckes würdig halten oder nicht. Ich gehöre nämlich zu denen, die sich nie recht darüber klar werden können, ob wirklich ein Funke Poesie in ihnen ist, oder nicht. Heute glaub' ich's mitunter, aber nur, um es morgen desto mehr wieder zu bezweifeln. Als ich vor 13 Jahren zum ersten Male etwas drucken ließ, war ich freilich viel kecker; aber ich bin seitdem bedeutend bescheidener geworden, was ich nur deshalb bemerke, damit Sie, verehrter Herr Baron, mir eventualiter nicht aus Schonung eine Enttäuschung vorenthalten, die, wäre sie auch ein bißchen schmerzlich, doch nichts eigentlich Vernichtendes für mich haben würde.

Was ich, da Sie selbst es zur Genüge bemerken werden, wohl kaum zu erwähnen brauchte, ist: daß, wenn meine Poesien irgend ein Vorbild gehabt, Sie selbst dieses Vorbild sind. Die meisten Lieder, die ich seit 1836 niedergeschrieben (wo ich als Student zuerst ein Buch von Ihnen, „Ahnung und Gegenwart", während einer Krankheit las und darüber ohne weiteres gesund ward), werden Sie daran erinnern, und mir persönlich sind gerade diese Lieder die liebsten. Doch ich begebe mich jeder Stimme und will nur durch ein Bleifederkreuz selbst noch ein oder das andere zur Verurteilung vorschlagen. Uebrigens habe ich hie und da ein Lied bloß deshalb nicht schon selbst gestrichen, weil es hübsch in Musik gesetzt und mir dadurch lieb geworden ist.

Sollten Sie nun, verehrter Herr Baron, der Ansicht sein, daß sich die Gedichte einigermaßen sehen lassen könnten, so will unser gemeinsamer

---

[1]) Die Gedichte von Leberecht Dreves (1816–1870) erschienen, herausgegeben von Eichendorff, 1849 bei A. Duncker in Berlin. Vergl. auch Ungedruckte Briefe von Eichendorff und Jarcke an Dreves, herausgegeben von W. Kreiten in den „Stimmen aus Maria Laach" 1890, XXXVIII.

Freund Jarcke [1]) versuchen, sie bei Heckenast [2]) in Pest anzubringen. Besonderen Ruhm werden sie mir wohl auch im günstigsten Falle nicht einbringen, aber darum ist mir auch durchaus nicht zu tun. Meine Freude wird darin bestehen, denen, die diese Lieder nun einmal des Verfassers wegen liebgewonnen haben, ein gedrucktes Exemplar schenken zu können. Das ist alles!

Schließlich danke ich Ihnen herzlich für Ihre ganze freundliche Zuschrift. Wie wünschenswert es mir wäre, Sie, verehrter Herr Baron, einmal persönlich zu begrüßen, können Sie sich leicht denken. Freilich bin ich ein sehr an den Wohnort gefesselter Aktenmensch; aber der Frühling ist ja vor der Tür, und da mache ich es vielleicht (Ostern oder Pfingsten) möglich, auf ein paar Tage nach Berlin zu kommen.

Mit dem unverhohlenen Bekenntnis langgehegter Verehrung und Anhänglichkeit

Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster

Dreves, Dr.

Hamburg, den 15. Febr. 1848.

VI.

Josef Freiherr von Eichendorff an seinen Sohn Hermann.

Mein lieber, guter Hermann! [3])

Wir alle danken Dir sehr für Deine getreuen und ausführlichen Nachrichten und bitten Dich, damit so oft als möglich fortzufahren, da wir jetzt hier in Politicis einzig auf die Spenersche Zeitung beschränkt, so sehr übel beraten sind. Dagegen will ich Dir zu wohlverdientem Lohne auch von hier aus alles uns betreffende möglichst genau mitteilen. Zuvörderst also, daß wir, wie Du wohl schon weißt, bald nach Deiner Abreise von hier aus unserem Pavillon in das Linkesche Haupthaus gezogen, wo wir bis gegen Ende Oktober wohnten, während ich für meine Person mein einsames Arbeitslokal noch immer im Pavillon — oben in unserer Schlafstube — aufgeschlagen hatte. Den 21. Oktober aber vertrieben uns Wind und Kälte, und wir bezogen die „Stadt Wien"; dort vertrieb uns die Teuerung, und so bewohnen wir nun seit gestern ein recht komfortables Quartier von vier zusammenhängenden möblierten Zimmern,

---

[1]) Karl Ernst Jarcke, vgl. die Anmerkungen zu dessen Briefen in der vorliegenden Sammlung.

[2]) Gustav Heckenast (1811–1878), bedeutender Verleger in Pest, gab u. a. Stifters Werke heraus.

[3]) Hermann Freiherr von Eichendorff (1815–1900), ältester Sohn des Dichters, hatte sich wie dieser dem Verwaltungsdienst in Preußen zugewendet.

zwei Treppen hoch, in der Altstadt (Johannesgasse Nr. 12), mit der Aussicht auf die Promenade. Die arme Mutter wurde gleich nach unserer Uebersiedelung nach der Stadt Wien ziemlich bedeutend krank und blieb es auch, so lange wir dort wohnten. Jetzt aber ist sie, Gott sei Dank, völlig wiederhergestellt und richtet hier soeben die neue Wirtschaft tapfer ein. Der Dir aus Gesprächen bekannte, katholisch gewordene Freund Jarckes, Dr. Drewes [1]) (sic) aus Hamburg, überraschte uns noch im Linkeschen Bade, mietete sich dort, um in unserer Nähe zu sein, im Pächterhause ein und wohnte dann auch in der Stadt Wien mit uns fast bis zu unserem letzten Umzuge hierher, da er an einer merkwürdigen Angst vor der Cholera leidet, die in Hamburg gar kein Ende nehmen wollte, wohin er vor ein paar Tagen endlich zurückgekehrt ist, ein guter, liebenswürdiger, nur etwas gar zu weicher Mensch. Er las uns an den Abenden seine Gedichte vor, die wirklich vortrefflich, zum Teil ausgezeichnet sind. Ich habe daher auf seine Bitte eine Vorrede dazu geschrieben. Ob er aber unter den gegenwärtigen Zeitumständen einen Verleger finden wird, bezweifle ich sehr. Bei Brockhaus hat er schon einen Korb bekommen, jetzt will er sich an Cotta wenden. — Blums [2]) Erschießung hat hier eine große Aufregung verursacht. Neulich war hier deshalb in der Frauenkirche eine Totenfeier, an der wohl ein paar tausend Menschen teilnahmen in einem langen Zuge mit sächsischen, deutschen und republikanischen Fahnen. Ich sah den Zug mit Therese [3]) aus den Fenstern unseres Arztes mit an. — Besserer [4]) ist mit allen Kadetten und den dazu gehörigen Offizieren in Fürstenwalde, wo sie förmlich einquartiert sind und sich höchlichst langweilen. Ob sie noch lange dort bleiben oder wieder nach Berlin zurückkehren oder einstweilen beurlaubt werden, weiß niemand. Im letzteren Falle wird wohl Besserer hierherkommen. Er war jetzt auf einen Tag in Berlin, um ein Examen abzuhalten, sehr a tempo, denn so konnte er uns von dort aus Betten und andere Winterbedürfnisse zusenden. — Rudolf [5]) ist noch immer in Liegnitz und durch die viele Zerstreuung schon wieder einigermaßen getröstet; es heißt, sein Bataillon soll auch gegen Berlin rücken. — Von Jarcke noch immer keinen Brief; er soll sich in der Gegend von München aufgehalten haben

---

[1]) Vergl. den vorstehenden Brief.

[2]) Robert Blum (1807–1848), Schriftsteller und politischer Agitator, wurde, da er sich an den Straßenkämpfen in Wien beteiligte, trotz seiner Eigenschaft als Mitglied des Frankfurter Parlaments standrechtlich erschossen.

[3]) Therese, Tochter Eichendorffs, Gattin des folgenden (1817—1894).

[4]) Besserer Ludwig von Dahlfingen (1809—1858), Major und zuletzt Kommandant der Divisionsschule in Neiße.

[5]) Rudolf Freiherr von Eichendorff, der Sohn des Dichters (1819–1891), verlor seine erste Gattin durch den Tod.

und jetzt nach einer Zeitungsnachricht in London sein. — Auch wir temporisieren und haben unsere Wohnung einstweilen nur auf einen Monat gemietet, um, wenn Gott wider menschliches Erwarten Ruhe schafft, in den alten Quarrenhof[1]) zurückzukehren, widrigenfalls aber hier zu verbleiben. Was Deine Potsdamer Melancholie anbetrifft, so kann ich mich so recht in Deine Seele denken, denn auch mir war Potsdam stets zum Sterben langweilig.[2]) Aber halte Dich nur immer tapfer über dem Wasser, die Weltgeschichte geht jetzt zum Erschrecken rasch und muß Dir bald auch eine Veränderung abwerfen, Gott gebe, eine recht erfreuliche!

Und nun zum Schluß noch zweierlei Bitten: 1. Suche doch möglichst zu vermitteln, daß mir wieder einmal ein Stoß historisch-politischer Blätter zukommt, und 2. schicke mir doch möglichst bald zwei Stempelbogen, den einen zu 25 Silbergroschen, den anderen zu 5 Silbergroschen, die ich zur Generalquittung brauche und hier nicht bekommen kann.[3]) — Dies ist alles, was ich Dir zu berichten wüßte. Also adieu für heute, mein lieber Hermann; bleibe gesund und möglichst frisch und schreibe recht bald wieder, das ist immer eine große Freude für uns alle. Alle grüßen schönstens, ich aber bin mit herzlicher Liebe Dein treuer Vater

Eichendorff.

Dresden, Johannisgasse Nro. 12, den 22. Novmbr. 48.

Von Trient[4]) und von der Tante Lois[5]) gar keine Nachricht; es ist daher Hr. Baier[6]) befragt worden, ob letztere vielleicht in Sedlnitz.

---

[1]) Quarren bedeutet nach Grimms Wörterbuch VII, 2318 ff. den Laut „quarr" von sich geben, knarren. Der Ausdruck ist in Schlesien sehr geläufig. So sagt auch Gustav Freytag in den „Ahnen": „Ein alter Hauptmann . . . rief mit seiner quarrenden Stimme."

[2]) Von 1831–1844 war Eichendorff der katholischen Abteilung des Kultusministeriums direkt in Berlin zugeteilt und nur in der letzten Zeit für Danzig beurlaubt.

[3]) Eichendorff lebte damals bereits im Ruhestande und zwar 1848—1850 in Dresden. Die Generalquittung bezieht sich jedenfalls auf seine Pension, die er von Preußen hatte.

[4]) Wilhelm Freiherr von Eichendorff war 1848 Kreishauptmann in Trient und starb im folgenden Jahr.

[5]) Luise Freiin von Eichendorff war Josefs Lieblingsschwester, vergl. den Aufsatz von Wilhelm Kosch in der Deutschen Arbeit, Prag 1905, 779–786.

[6]) Gutsverwalter auf der Eichendorffschen Besitzung Sedlnitz.

VII.

Karl Ernst Jarcke[1]) an Josef Freiherrn von Eichendorff.

1.

Wien, 15. Dezember 1844.

Hochverehrter Herr und Freund!

Hier in Wien war für Ihre Uebersetzung der Autos von Calderon[2]) nichts zu machen; ich habe mich also an Herrn Oldenburg, Geschäftsführer der literarisch-artistischen Anstalt der Cottaschen Buchhandlung in München, gewendet und erhalte von demselben soeben beifolgende zustimmende Antwort. — Wollen Sie jetzt gefälligst das Nähere mit besagtem Herrn Oldenburg in München selbst regulieren.

Es wäre mir ein wahrer Seelengenuß, Sie einmal von Angesicht zu Angesicht wieder zu begrüßen. Um den Aufenthalt in meinem alten, lieben Danzig könnte ich Sie wahrhaftig beneiden, wenn nicht andere menschliche Beziehungen mich wieder darüber beruhigten, daß ich fern von meiner heimischen Erde bin. Aber die Natur ist an unserer blauen Ostsee über allen Ausdruck schön.

Ad vocem: Natur muß ich Sie auf ein eben aufgehendes (wenn nicht alle Zeichen trügen) Gestirn erster Größe an unserem deutschen Novellenhimmel aufmerksam machen. Selbiges heißt Adalbert Stifter und seine gesammelten Novellen sind unter dem Titel: Studien vor kurzem in zwei Bänden erschienen. — Ich stehe der modernen schönen Literatur sehr fern; weniger, weil ich durch meinen Beruf ihr entrückt bin, als weil ich diese „Poesie des Hasses", wie Klemens Brentano sie nannte, aus tiefster Seele verabscheue. — Allein dieser Stifter hat mich erfreut, ungefähr wie ein frischer kühler Quell den müden Wanderer in der Sahara ergötzen würde. — Da ist Gemüt, — das verlorene griechische Feuer unserer modernen Belletristik! — Die Art, wie er die Natur beschreibt, ist originell, und daß ein heutiger Schriftsteller noch

---

[1]) Karl Ernst Jarcke (1801–1852) aus Danzig, seit 1832 an Gentz' Stelle Rat in der Wiener Hof- und Staatskanzlei, von hohem Einfluß auf Metternich, war 1824 zum Katholizismus übergetreten und stand mit den führenden Geistern des katholischen Deutschlands in nahen Beziehungen. Er war Mitbegründer und Mitarbeiter der „Historisch-politischen Blätter", Landsmann und Freund von George Phillipps (vergl. dessen Nekrolog auf Jarcke in dieser Zeitschrift 1853, I 66–68, 277–290).

[2]) Der erste Band von Calderons geistlichen Schauspielen (**autos sacramentales**) in der Uebersetzung von Eichendorff erschien 1846 bei J. G. Cotta in Stuttgart. Er enthält sechs Autos, denen 1853 in demselben Verlag weitere sechs folgten.

fähig ist, die Liebe so aufzufassen, hat für mich etwas ungemein tröstliches. Uebrigens kenne ich den Mann noch nicht persönlich — fahnde aber seit einiger Zeit auf ihn. Von Tendenz- und Kontrovers-poesie (die ich, mit Einschluß der katholischen, auch nicht mag!) ist keine Spur in diesen Stifterschen Novellen.[1])

Für Sie wüßte ich in Ihrer kostbaren Muße ein fürtreffliches Geschäft. Sie (und gerade Sie!) sollten eine deutsche Literaturgeschichte in der Weise der Gelzerschen[2]) schreiben (nur ohne deren Pietismus).

Sehen Sie Kniewel?[3]) — Wenn Sie doch diesem wackeren Manne, für den ich mich einer gewissen Zärtlichkeit nicht entschlagen kann und will, begreiflicher machen könnten, welch' ein wahrhaft peinigender Anblick es ist, ihn Wasser mit dem Siebe schöpfen zu sehen. — Er glaubt also noch immer nicht nur an ein Christentum, nein! sogar an die Möglichkeit einer Kirche außerhalb der von Gott selbst gestifteten allgemeinen! — Toller Gedanke, ungefähr, wie wenn jemand eine kürzere Linie zwischen zweien Punkten sieht als die gerade. Lassen Sie bald wieder etwas von sich hören. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem freundlichen Gedenken! Gott sei mit Ihnen!

Ernst Jarcke.

2.

Wien, den 3. August 1847.

Mein sehr lieber und verehrter Freund!

Wenn Sie seit unvordenklichen Zeiten kein Lebenszeichen von mir erhalten haben, so liegt dies einfach daran, daß ich so oft seit Ihrer Abreise gekränkelt und zuletzt und schließlich eine tüchtige Krankheit durchgemacht habe, an deren Nachwehen (Schwäche ꝛc.) ich zum Teil laboriere. Was es gewesen, mag ich nicht rekapitulieren, nur die interessante Nachricht kann ich Ihnen als gewiß mitteilen, daß ich nicht,

---

[1]) Diesen Gedanken übernahm Eichendorff in seiner Besprechung der „Studien" von Adalbert Stifter. (Historisch-politische Blätter, 1846 I, 438.)

[2]) Heinrich Gelzer (1813–1889) gab 1841 eine „Geschichte der deutschen poetischen Literatur seit Klopstock und Lessing nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten" heraus.

[3]) Theodor Friedrich Kniewel (1783—1857), Archidiakonus an der Marienkirche in Danzig, war ein Lehrer Jarckes (E. Förstemann, Erinnerungen an K. E. Jarcke, Historisch-politische Blätter 1885, I, 744). Er suchte durch seine übertrieben strenge kirchliche Richtung eine Wiederbelebung des evangelischen Christentums anzubahnen. 1847 hatte er am Schlusse einer Predigt seinen Austritt aus der Landeskirche öffentlich angemeldet und seinen Uebertritt zu den separierten Lutheranern erklärt. Kniewel war das Haupt der altlutheranischen Bewegung in Danzig.

wenigstens diesmal noch nicht, gestorben bin, obwohl ich ernstlich daran dachte, daß das Ziel meiner Wanderschaft nahe sei. — Wie Gott will! Die Weltläufte komplizieren sich dergestalt, daß es in der nächsten Zeit kein sonderliches Vergnügen sein wird, ihnen zuzusehen. Am meisten ärgert mich der in Italien erstehende grunddumme Nationalismus (nicht Rationalismus), der der deutschen Volkstümelei und Einheitssucht an Unwahrheit und Albernheit wenig nachgibt, was viel sagen will. Indessen Deus providebit.

Seit dem 10. Juli ist meine Schwester[1]) nebst ihrer jüngsten Tochter bei mir; eine Reise nach D. also meinerseits wohl überflüssig geworden. Mich haben die Erinnerungen aus meinen ersten 18 Lebensjahren herzlich gefreut und das Versenken in selbige, welches mit dem Vergessen der nächsten Gegenwart Hand in Hand ging, manches zu meiner raschen Genesung beigetragen. — Allein in der wichtigsten Hauptsache des Lebens und der Lebensansicht ist eine Kluft zwischen uns befestigt, die allein durch ein Wunder ausgefüllt werden kann. Dies jedoch unter uns und im engsten Vertrauen.

Ich bin beauftragt, Ihnen Gulden 59.15 zukommen zu lassen,[2]) welche in beifolgender Anweisung anschließe. Dazu füge ich (und meine Freunde!) aber zugleich die dringendste Bitte um Fortsetzung der literarhistorischen kritischen Arbeiten. Sie glauben nicht, welchen Effekt dieselben gemacht haben und machen. Der „Landsknecht"[3]) war über Ihren Artikel fast zu Tränen gerührt.

Meine Frau legt diesem Briefe eine Million Grüße an Sie und die Ihrigen bei. — Auch ich bitte, mich der verehrten Frau Gemahlin sowie Herrn und Frau v. Besserer angelegentlichst zu empfehlen.

Erfreuen Sie mich recht sehr bald wieder mit einem Schreiben nebst Beilage, wenn's möglich ist. Das Eintreffen von dergleichen ist für mich und meine Frau immer ein Festtag.

Von ganzem Herzen der Ihrige! Jarcke.

Avis au lecteur.

Meine Schwester kennt unser literarisches Verhältnis ebensowenig wie die Existenz gewisser Blätter und mein Verhältnis zu denselben. Es liegt in meinem und Ihrem Interesse, daß diese seltsame Unkunde fortdauere.

---

[1]) Wilhelmine, die Mutter des späteren Geheimen Hofrats E. Förstemann. (Hist.-politische Blätter 1885, I 735.)

[2]) Honorar für Eichendorffs Mitarbeit an den „Historisch-politischen Blättern".

[3]) Felix Ludwig Johann Friedrich Fürst von Schwarzenberg, öst. General und Schriftsteller (1800-1870), verfaßte die Skizzen „Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechts", denen Eichendorff in seinem „Landsknecht und Schreiber" eine anerkennende Besprechung gewidmet hatte (Werke I, 173). Vgl. Würzbach XXXIII, 58.

3.

Wien, 18. September 1847.

Teuerster Freund!

Triumphgeschrei aus Leipzig! Herr Liebeskind, dortiger Buchhändler, hat auf den Angel Ihres romantischen Manuskripts gebissen und will den Verlag desselben übernehmen, jedoch nicht bloß für die erste Auflage, sondern auch für alle folgenden in infinitum, worauf er also doch zu rechnen scheint.[1]) Es ist ihm also von hier geschrieben worden (durch Herrn Passy[2]): Sie würden sich mit ihm direkt in Berührung setzen, was er aus dem Grunde beschleunigt zu sehen wünscht, damit der Druck sobald als irgend möglich beendigt „und das Buch noch auf alte Rechnung versandt werde". Er wünscht daher mit Ihnen einen förmlichen Vertrag abzuschließen und bittet um Einsendung der Punkte, die Sie darin aufgenommen zu sehen wünschen. Meine Meinung wäre, daß Sie entweder das Honorar von einem Fr.d'or wegen der künftigen Auflagen etwas erhöhen, oder, um den Mann für die Zukunft warm zu halten, den Großmütigen spielen und es bei einem Fr.d'or bewenden lassen und die künftigen Auflagen in den Kauf geben. Seine Adresse ist kurzweg: Herr Liebeskind, Wohlgeboren, Buchhändler in Leipzig.*)

Aber mir sobald als möglich ein Exemplar gleich von Leipzig aus, per Post durch Rohrmann und Schwaiger in Wien.

Damit Sie sehen, daß ich nicht allein von Ihren ausgezeichneten Literaturaufsätzen entzückt bin, lege ich Ihnen sub lege remissionis den beiliegenden Herzenserguß des edlen „Landsknechts" bei. Für den letzten über die geistliche Poesie wiederum meinen freudigsten Dank. Wie wär' es, wenn Sie einmal, vielleicht in mehreren Artikeln, an eine Charakteristik von Calderon, demnächst aber an Shakespeare dächten?

Gescheite Leute haben mir gesagt, daß sie bei Lesung Ihrer Artikel wieder jung geworden seien.

---

[1]) Eichendorffs erste literarhistorische Schrift, eine Zusammenfassung seiner bis dahin in den „Historisch-politischen Blättern" veröffentlichten Aufsätze, erschien 1847 bei Liebeskind in Leipzig unter dem Titel „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" und wurde später in seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" verarbeitet (Wilhelm Kosch in seiner Einleitung zur Neuausgabe dieses Werkes, Kempten 1906, IV ff.).

[2]) Wohl ein Angehöriger der literarisch tätigen Familie Passy. Vgl. Goedeke VI, 463 f., 583—587.

*) (An dem Rande bemerkt der Schreiber:) Ich bin weder für die eine noch die andere Alternative besonders goutiert.

Was den Papst betrifft, so können wir „Gebildeten" wegen der Aufhebung des Zölibats und Abschaffung der Dreieinigkeit u. dgl. einstweilen ruhig sein. Daß aber der Kirchenstaat und Italien in den großen Schmelztiegel der heutigen Zeit geworfen sind und die Konfusion groß werden wird, leidet ebensowenig einen Zweifel. Dies alles tangiert den Glauben und das Prinzip der Kirche nicht, kann auch denjenigen nicht irre machen, der nicht an den Papst glaubt, sondern an den, der hinter ihm steht und ihn seit achtzehnhundert Jahren gehalten und getragen hat. Sonst wäre ja längst vom Papsttum nicht die Spur mehr übrig! Gott schreibt gerade auf einer krummen Linie, sagt ein portugiesisches Sprichwort. — Daher die maßlose Verwirrung dieser Zeit, die gewiß ganz vortrefflich in die Haushaltung Gottes dient.

Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin, Tochter und Schwiegersohn alles Herzliche von mir und meiner Frau. Wir vermissen Sie sehr, das brauche ich wohl nicht zu erinnern. Ihnen: unseren Glückwunsch in betreff des kleinen und verhältnismäßig noch sehr jungen Ankömmlings.
Von ganzem und treuem Herzen der Ihrige

E. Jarcke.

Lebte ich mit Herrn v. Besserer an einem Orte, so würde ich ihm eine Richtung auf die Nationalökonomie zu geben suchen, ich wittere in ihm dafür ein Talent, so wie mein Geschick in Ihnen eine besondere Gabe für die ästhetische Kritik entdecken ließ.

4.

Mein sehr verehrter und lieber Freund!

Hierbei ein Blatt von der Hand unseres gemeinschaftlichen Freundes Fick,[1]) mit einigen Bemerkungen von mir, zu einer Rezension Ihrer Schrift im Menzelschen[2]) Literaturblatte, der ich am Fuße dieses Briefes noch einige Bemerkungen beifügen will. — Zuvörderst aber meinen herzlichsten Dank für Ihre Zusendungen nebst Anzeige: daß selbigen in der ersten Hälfte des nächsten Monats, wie mir gemeldet wird, eine Geldsendung aufwarten soll.

[1]) Fick, Lehrer der Geschichte bei den Kindern des Erzherzogs Franz Karl, also auch Lehrer des damals dreizehnjährigen späteren Kaisers Franz Josef, „eine wahrhaft reine, fast kindlich auftretende Persönlichkeit" war ein besonderer Verehrer Jarckes (E. Förstemann in den „Historisch-politischen Blättern" 1886 I, 455).

[2]) Wolfgang Menzel (1798-1873) schrieb u. a. „Die deutsche Literatur" 1827 und leitete von 1826–1848 das Literaturblatt zum „Morgenblatt". Seine Rezension von Eichendorffs erster literarhistorischer Schrift lautet:

„Ohne Zweifel faßt E. den großen Gegensatz, der die Welt spaltet, richtig auf und weist der romantischen Poesie die ihr gebührende Stelle an, indem er sie das poetische

Was unseren **Kniewel** betrifft, so hat man mir von D. aus einige seiner neuesten Elaborate geschickt, die mir über **den** Mann keinen Zweifel übrig lassen. **Den** treibt nicht die Liebe zur Wahrheit, sondern nur ein nach zwei entgegengesetzten Seiten operierender Haß.

Heimweh der Ungläubigen nach dem verlorenen Glauben nennt. Allein er hätte doch nicht verfehlen sollen, zur Ehre der Protestanten und Norddeutschen hervorzuheben, daß sich dieser blumenreiche Vorfrühling bei ihnen entfaltet hat, ohne daß sie durch irgendwelche Sympathie der katholischen Welt unterstützt worden sind. Ja selbst trotz des Aufschwungs katholischer Gesinnung in unseren Tagen gibt es noch immer keinen romantischen Dichter unter den Katholiken. Die alte Kirche hat treffliche Apologeten, Dogmatiker, Moralisten, Geschichtsschreiber wiedergefunden, aber noch keinen Dichter.

Deshalb darf man allerdings die Frage aufwerfen, war die romantische Poesie bloß Heimweh nach der alten Kirche, war sie nicht in noch höherem Grade Heimweh nach anderen Gütern, welche der Zopfzeit abhanden gekommen waren, z. B. nach frischer und gesunder Volkstümlichkeit, nach nationalem Heroismus, nach dem alten Märchenzauber etc. und war dabei die katholische Erinnerung nicht bloß Nebensache?

Und die noch wichtigere und bedenklichere Frage: liegt im Geiste des Katholizismus, wie er sich seit der Reformation ausgebildet hat, irgend eine Gewähr, daß er jemals die romantische Poesie wieder erwecken werde? Warum sind die romantischen Dichter auf dem protestantischen Gebiet aufgestanden und keiner auf dem katholischen? Warum sind zwar einige namhafte protestantische Dichter katholisch geworden, haben aber keinen Einfluß auf die Katholiken selbst erlangen können und keinen Nachahmer bei ihnen gefunden? Warum sind die Wiener Poeten, trotz Friedrich Schlegel und Werner, dem radikalsten Leipziger Lerchenstrich gefolgt? Warum gibt es trotz des Trierer Festes keine katholischen Sänger am Rhein, welche das radikale Rohrspatzengepfeif im Schilfe seiner schönen Ufer übertönen könnte? Warum ist in Bayern die poetische Bildung der Katholiken noch so weit zurück, daß unlängst ein Würzburger die Klopstock'sche Messiade noch in einer Mariade nachahmen konnte? Warum — und das ist wohl die Hauptfrage — warum hat die katholische Reaktion in Frankreich noch keinen Dichter hervorgebracht, der zu nennen wäre? Die sogenannten Romantiker Frankreichs folgen alle einer kirchenfeindlichen Richtung.

Erwies sich nun die katholische Gesinnung trotz ihrer gewaltigen Wiedererstarkung seit der Revolution so unfruchtbar im Geschmacksgebiete, so wäre man fast versucht zu befürchten, den seit der Jesuitenzeit nach Beseitigung des gotischen Stils aufgekommenen katholischen Formen sei der eigentliche poetische Zauber ganz ebenso entfremdet worden wie den protestantischen. Dazu kommt, daß dem Aufschwung der katholischen Gesinnung nur zu bald an allen Ecken und Enden der katholischen Welt eine furchtbare Macht im fanatischen Priesterhaß und in der Aufklärungssucht entgegengetreten ist und daß der Kirche in dieser Beziehung noch die schwersten Kämpfe bevorstehen, keineswegs schon überstanden sind. Der von Herrn von Eichendorff voraus verkündete **Frühling** der romantischen, d. h katholischen Poesie wird also wohl noch lange auf sich warten lassen, und um so mehr, scheint es, müssen wir jene protestantischen Dichter in Ehren halten, die allein für sich, wie durch Inspiration die Wundergebilde der romantischen Poesie geschaffen haben, als gar keine katholische Poesie noch auch das geringste Bedürfnis darnach in der katholischen Welt selbst vorhanden war. Das Alleinstehen, sonst ein Unglück für die Dichter, macht unsere Romantiker gerade am interessantesten und zwar kommt ihre poetische Größe weniger in ihrem Gegensatz gegen ihre protestantischen Feinde, als in dem Gegensatz zutage, in welchem sich ihre warme Lebendigkeit der katholischen Antipathie gegenüber befand."

Er verabscheut den liberalen Rationalismus (die infidelitas) und haßt die Kirche Gottes. Das Resultat dieses Zusammenstoßens zweier entgegengesetzter Kräfte ist der Versuch, die Häresie wieder aufleben zu lassen. — Wer heute noch (wie K.) seinen Anhängern vor allem den Rat geben kann, Luthers Schmach- und Fluchpamphlete aus den ersten Zeiten des frischen Hasses des 16. Jahrhunderts zu lesen und zu beherzigen — mit dem habe ich nichts weiter zu tun. Der kömmt nie ins reine, fördert auch die Wahrheit nicht, dient ihr noch weniger und wird in seinen gänzlich außerhalb des Entwicklungsganges dieser Zeit stehenden Bestrebungen rettungslos zugrunde gehen. Schade um ihn!

Haben Sie schon Kenntnis erhalten von dem neuen Roman von Meinhold: Sidonie v. Bork?[1]) Es würde mich freuen, wenn Sie den einmal besprächen und gelegentlich auch seiner Bernsteinhexe gedächten. (Der Mann gefällt mir.)

Ueber die Zeitereignisse schweige ich. Warum sind Sie nicht hier! — Das ist ein wahres Unglück, daß die wenigen Leute, die sich verstehen, noch soweit auseinanderwohnen! — Nur so viel im Vorbeigehen: ich fange an zu ahnen, wo die Vorsehung hinaus will.

Nun zum Schlusse noch einige Bemerkungen, die sich an die, auf dem beiliegenden Blatte abgebrochenen, anschließen.

1. Menzel, der in den meisten Tatsachen recht hat, beachtet nicht, daß jedes Ding seine Zeit hat, daß man nicht um Weihnachten Kräuter lesen kann und daß auch die Poesie nur Blüte und Frucht eines ganzen ihr vorausgehenden Entwicklungsprozesses sein kann. 2. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab es keine katholische Literatur mehr in ganz Europa. Von da an ist erst allmählich, dann seit 1817 immer bestimmter die katholische Reaktion in Deutschland eingetreten. 3. Daß die Protestanten in dem Negationsprozesse und im Abfall dem Katholizismus voran gingen, liegt in der Natur der Sache, darum muß auch bei den edleren und tieferen Gemütern gerade unter den Protestanten die Sehnsucht nach der alten Heimat sich am ersten zeigen. 4. Die Katholiken müssen erst durch den Abfall (den förmlichen oder stillschweigenden) vollends durch, ehe sie wie der verlorene Sohn zurückkehren. Auersperg, Lenau, Meißner e tutti quanti stehen nicht am Anfange, sondern am Ende einer ganzen Kulturperiode — der katholischen Aufklärung (d. h. der josefinischen und febronianischen), die ihre Stadien durchgemacht hat und jetzt mit dem delirium tremens der

[1]) „Sidonia von Bork, die Klosterhexe", Roman in 3 Bänden (1847) von Johann Wilhelm Meinhold (1797—1851), der als protestantischer Pfarrer wegen Hinneigung zur katholischen Kirche sein Amt niederlegen mußte, ist ein Gegenstück zu desselben Verfassers berühmter „Bernsteinhexe".

jungösterreichischen Poesie des Hasses schließt. — 5. Ehe der katholische (geistige) Restaurationsprozeß bei der Poesie (die am Ende der geistigen Entwicklungsphasen steht, wenn sie nicht Naturpoesie ist) anlangt, wird freilich noch geraume Zeit hingehen. Vorläufig können wir und müssen wir uns mit der Geschmack reinigenden Kritik begnügen, auf welchem Gebiete mein sehr verehrter, diesem Schreiben sich gegenüber befindender Freund einen großen Wurf getan hat. 6. Daß die Jesuiten in diesem geistigen Restaurationsprozesse, der durch ganz Europa geht, nicht zu brauchen waren, beweist das Faktum. — Diese große Wahrheit ändert freilich nicht das sittliche Urteil über die Verruchtheit und Schlechtigkeit der Gegner. 7. Was das Geschmacksgebiet betrifft, so muß man hier die Gesellschaft Jesu, namentlich die seit 1814 wieder restaurierte, ohne weiteres Federlesen fallen lassen. — 8. Wenn man die Frage aufwirft: Wodurch sind denn die Katholiken in Deutschland in jenen Zustand geistiger und literarischer Vernichtung geraten, aus dem sie sich jetzt erst so langsam und schwierig herausarbeiten müssen, so ist die Antwort einfach die des Psalmisten: Si iniquitates observaveris Domine! Domine! quis sustinebit.

Lassen Sie recht bald wieder etwas von sich hören, teuerster Freund, und grüßen Sie die Ihrigen, sowie meine Frau alles Herzliche melden läßt. Ihr vielgetreuer

Ernst Jarcke.

Wien, 10. Dezember 1847.

Anhang zum vorstehenden Brief.[1])

10. XII. 47.

„— Anfangs erschrak ich ein wenig, als ich das kleine Büchlein sah. Ich hatte mir gegen den verhafsten Gervinus ein recht ausgiebiges Antidot erwartet. Aber das Büchlein ist nicht klein; es ist ein langes Buch, was den Reichtum an Gedanken betrifft, die Ideen und Ideenkeime liegen darin dicht und bescheiden nebeneinander, wie die Kerne in einem Granatapfel; Gervinus[2]) hätte aus einer gleichen Anzahl ein paar seiner massiven Grofsoktavbände herausgeschrieben. Dennoch kann ich den Wunsch nicht bergen, der Verfasser hätte es auch getan. Der Verfasser meint nur zu oft: Sapienti sat; er rechnet zu sehr auf ethisch und poetisch

[1]) Auf einem besonderen Doppelblatt von Ficks (F.) Hand geschrieben. Die Bemerkungen am Schluß stammen wieder von Jarcke.

[2]) Georg Gottfried Gervinus veröffentlichte seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" 1835–42 in fünf Bänden.

vorbereitete, für seine Gedankenblitze empfängliche Gemütter; dem Volke mufs man deutlicher kommen. Gervinus streicht ihnen den Brei teilweise recht populär ums Maul; haben sie das eine, denkt er, verstanden, so glauben sie ihm das andere, was sie nicht verstehen, aufs Wort und lassen sich darauf totschlagen. Ich meine nun allerdings nicht Gervinus'sche Weise, aber es wäre doch vielleicht gut, wenn nach diesem herrlichen Wink für Eingeweihte oder leicht Einzuweihende etwas Bequemeres, Anfafslicheres, Breiteres, wenn wir wollen, fürs Publikum erschiene. Der Verfasser steckt oft wunderbare Lichter in hingeworfenen Sätzen auf; da liest das Volk hinüber. Gervinus weifs die Lebens- und besonders literarischen Verhältnisse seiner Gestalten in allen ihren Beziehungen und Wiederbeziehungen zu grofsen Effekten zu brauchen. Der Verfasser könnte bei der ihm eigenen Tiefe der Geisteranschauung die Wechselwirkung der so innig zusammenhängenden ersten Romantiker zu noch gröfseren Erfolgen geltend machen. Die Charakteristik der einzelnen Erscheinungen hat der Verfasser durch markante Stellen oder solche, die zu diesem Zwecke klassisch sind, zu erhöhen gesucht; eine Kritik der vorzüglichsten Werke jedes Autors würde die Absicht nur noch vollkommener erreichen. Ich meine mit dem allen nicht den geringsten Tadel gegen das Büchlein; es ist vortrefflich, wie es ist; aber ich meine, dafs es ein zweites ausführlicheres, allgemein belehrendes von derselben Hand nicht nur nicht überflüssig, sondern erst recht darauf begierig macht. Würde der Verfasser nach dem genialen Wurf den mühsamen Bau zu übernehmen sich abgewinnen wollen!"

So meint unser redlicher Freund, der Dr. F. Er mag nicht unrecht haben. Wenn sich der Verleger in einiger Zeit (denn ich rechne auf baldiges Vergriffensein!) auf ein solches ausführlicheres Werk, — oder richtiger: auf eine solche Ausführung des vorhandenen — einließe, so könnte selbige, im Sinn des Doktors ausgeführt, nur von großem Segen sein. Es käme nur auf die gehörigen Einschaltungen am rechten Orte an. — Uebrigens ist der Effekt dieses kleinen Büchleins, so weit mein Gesichtskreis reicht, ein ganz außerordentlicher gewesen. Ich mache Sie besonders auf Menzels Literaturblatt Nr. 87. (vom 7. Dezember 1847) aufmerksam. Sie werden sich selbiges doch gewiß in Danzig verschaffen können, wenn es dorthin wohl auch nur als Beiblatt zum Morgenblatt kömmt. — Mir ist die (sehr achtungsvolle und verständige) Polemik Menzels besonders interessant gewesen, über die Sie sich mit ihm in einer Vorrede zu einer künftigen Ausgabe verständigen müßten und könnten. Daß der (auf protestantischem Boden gewachsenen) Romantik keine katholische Sympathien entgegen kamen (oder richtiger:

daß das katholische Volk nichts davon erfuhr, die Bildung der höheren Stände im kath. Deutschl. der ganzen romantischen Strömung sogar feindlich gegenüberstand), dies ist ein unleugbares Faktum. Daß der Aufschwung der katholischen Gesinnung in unseren Tagen noch keinen katholischen Dichter hervorgebracht hat, ist ebenso gewiß. — Falsch aber ist, wenn Menzel behauptet, die katholische Erinnerung sei bei der romantischen Poesie bloß Nebensache gewesen, die Sehnsucht nach frischer und gesunder Volkstümlichkeit, nach nationalem Heroismus, nach dem alten Märchenzauber, die Hauptsache. Diese widernatürliche Verwechselung des Akzessoriums mit dem Prinzipe hätte ich Menzel nicht zugetraut. — Richtig ist das Urteil, welches er gegen das Ende seiner Rezension ausspricht: „Erwies sich die katholische Gesinnung trotz ihrer gewaltigen Wiedererstarkung seit der Revolution so unfruchtbar im Geschmacksgebiete," (denn daß sie auf anderen Gebieten Bedeutendes geleistet, erkennt Menzel an!) „so wäre man fast versucht, zu befürchten, den seit der Jesuitenzeit nach Beseitigung des gotischen Stils aufgekommenen katholischen Formen sei der eigentlich poetische Zauber ganz ebenso entfremdet worden wie den protestantischen." — Dies alles gäbe Stoff zu einer weitläufigen Erörterung, die aber leider über die Grenzen eines Briefes hinausgeht. — Nur soviel: daß in diesem, beim ersten Anblicke unangenehm befremdenden Urteil Menzels sehr viel Wahres liegt — nur hat Menzel seine wahre und richtige Beobachtung nicht in den gehörigen Zusammenhang mit anderen ebenso gewissen und richtigen Tatsachen gebracht. Ich werde darüber mich auf einem anderen Blatte noch mit einigen Worten erklären.

VIII.

Theodor Kniewel an Josef Freiherrn von Eichendorff.

Danzig, 7. 12. 53.

Die Gnade sei mit uns!

Hochverehrter in dem HErrn Jesu geliebter Freund!

Wie sehr haben Sie mich durch Ihr liebes Schreiben, das ich am 29. Oktober erhielt und durch die beigefügte schöne Gabe Ihres poetischen Genius erfreut! Wohl liegt neben dieser Freude und dem hohen Interesse, das ich aus dem aufmerksamen Lesen (bis jetzt nur des ersten Schauspiels: „Der göttl. Orpheus", [1]) da mein träger Buchbinder mir

[1]) Der zweite Band von Calderons „Geistlichen Schauspielen", übersetzt von Eichendorff, war 1853 bei Cotta erschienen und enthält folgende Stücke: Der göttliche Orpheus; Der Maler seiner Schande; Die eherne Schlange; Amor und Psyche; Der Waldesdemut Krone; Der Sünde Zauberei.

erst vor 4 Tagen das Buch einlieferte) eine trübe Wehmut, daß ich diesen Band nicht mehr mit meiner selig heimgegangenen Frau genießen und betrachten kann. Doch lese ich, als ob sie noch bei mir säße, da ich weiß, daß ihre Gedanken und Ansichten über die menschlich geistreiche Dichtung, wenn auch dort reicher und tiefer sind, doch wesentlich auf demselben Grunde ruhen und dasselbe Maß der Beurteilung anlegen, das wir hier als das einzig richtige halten und anwandten. (1 Petr. 1, 24. 25 [1]), Luk. 21, 33) [2]).

Solche Dichtungen sind mir ein lebendiges und wahres Bild der christlichen Kirchengeschichte, tiefer in ihren Organismus und ihre irdische Gestaltung angreifend als alle gelehrten und noch so ausführlichen Darstellungen. Ich kann dabei, wie bei allem, was von Menschen auch in der besten Absicht und in aller Begeisterung geschrieben wird, immer nur die Frage festhalten: wie verhält sich des Dichters wechselnde, umformende, ergänzende Phantasie zu der göttlichen ewig geltenden Vision und dem klaren, einfachen Wort? Wird jene rein von dieser getragen, so daß Grund und Ziel dieselben sind und die angewandten Mittel, zum Ziel zu gelangen, klar und deutlich als eine fortblühende Offenbarung sich zeigen? Ich glaube das nur zum Teil in Calderons Schauspiel zu erkennen. Doch kann ich unter steter Feststellung jenes Einen Grundes und Zieles mich an soviel Glänzendem und Schönem, was der Dichter gibt, ungemein ergötzen, z. B. an der ganzen Darstellung des Sündenfalles S. 32 ff.

Doch genug! Sie, mein teurer Freund, erkennen das alles ebenso gut als ich. Wenn wir, wie ich hoffe, so Gott will, im nächsten Sommer uns persönlich in Berlin sprechen, können wir ausführlicher reden. Oder sind Sie im Sommer wieder in Sedlnitz? Erfahre ich das bestimmt, so komme ich wohl gar dahin; denn ich muß von Breslau durch Böhmen nach Süddeutschland.

Von der Wiedervermählung Ihres Herrn Sohnes Rudolf [3]) habe ich früher schon gehört; ihn selbst aber habe ich in Danzig noch gar nicht gesehen. Von seiner jungen Frau hörte ich Gutes. Gott der treue Heiland helfe dem jungen Ehepaar — und Er tut es nach seiner Ver-

---

[1]) Erste Epistel St. Petri 24, 25 in Luthers Uebersetzung: Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen; Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das aber ist das Wort, welches unter euch verkündiget ist.

[2]) Lukas 21, 33 in Luthers Uebersetzung: Himmel und Erde vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.

[3]) Rudolf Freiherr von Eichendorff vermählte sich zum zweiten Male mit Maria Thymian zu Danzig am 6. Oktober 1853.

heißung allen, die sich von Ihm wollen helfen lassen und darum bitten. Sonst geht es, wie geschrieben stehet: Matth. 23, 37 38.[1])

Von Ihres ältesten Herrn Sohnes Leben (ob ehefest oder allein) weiß ich nichts. Hoffentlich ist Ihre liebe Frau Tochter und Hr. Hauptmann B.[2]) mit den lustigen Großkindern wohl. Der HErr lasse Sie und alle Glieder Ihres Hauses gedeihen! Mit der hochachtungsvollsten Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin und die v. B. Familie, und mit dem herzlichen Gebet, daß der HErr mit seiner Gnade über Sie alle walte, bleibe ich unverändert Ihr Sie im HErrn herzlich liebender alter

Th. Kniewel.

IX.

Franz Lorinser[3]) und Josef Freiherr von Eichendorff.

Breslau, d. 26. Juni 1855.

1.

Hochwohlgeborener
Hochverehrtester Herr!

Ich glaube nur einem sehr natürlichen Zuge meines Herzens zu folgen, wenn ich es mir erlaube, Ihnen vor allen, hochwohlgeborener Herr, beiliegend die Uebersetzung eines Auto von Calderon[4]) zu übersenden, die vielleicht nie entstanden wäre, wenn nicht Ihr herrliches Muster anregend auf mich eingewirkt hätte. Ich bin nicht so eitel, mir einzubilden, daß mein matter Versuch Ihrem meisterhaften Uebertragen sich würdig an die Seite stellen dürfte; ich gebe mich jedoch der Hoffnung hin, daß er gerade an Ihnen, der Sie mit den großen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit vollkommen vertraut sind, einen milden Beurteiler finden werde.

Aus dem Vorwort werden Ew. Hochwohlgeboren ersehen, welch ein Plan in betreff der Calderonschen Autos mich beschäftigt und denselben vielleicht wegen seiner Kühnheit belächeln. Dennoch kann ich sagen, daß er für mich eine Herzensangelegenheit ist, deren Erfüllung

[1]) Matthäus 23, 37. 38. in Luthers Uebersetzung: Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Siehe, euer Haus soll euch wüst gelassen werden.

[2]) Hptmann B. = Hauptmann Besserer-Dahlfingen, Eichendorffs Schwiegersohn.

[3]) Franz Lorinser (1821–1893), katholischer Theologe, gab 1856–1872 in 18 Bänden Calderons „Geistliche Festspiele“ heraus, dann 1875–1876 in 7 Bänden „Calderons größte Dramen religiösen Inhalts“.

[4]) Vgl. das folgende Schreiben Eichendorffs. Das erwähnte Auto war jedenfalls ein Manuskript.

mich wahrhaftig glücklich machen würde. Ich habe hauptsächlich zu diesem Zweck im vorigen Jahr eine Reise nach Spanien unternommen, habe mich aber leider bald überzeugen müssen, daß dasjenige, was ich suchte (eine Literatur über die Calderonschen Autos, ein sachlicher Kommentar derselben) selbst in Spanien nicht zu finden ist. Der um die spanische Literatur so hochverdiente Herr Ferdinand Wolf in Wien[1]) konnte mir ebenfalls nichts derartiges nachweisen. Ich weiß nicht, ob Ew. Hochwohlgeboren in diesem Punkte glücklicher gewesen sind als ich; möchte es jedoch nach den bereits gemachten Erfahrungen fast bezweifeln. Und dennoch können gewiß diese herrlichsten Blüten katholischer Poesie nicht eher in ihrer vollen Schönheit erkannt und genossen werden, bis sie nicht mit einem wenigstens notdürftigen Kommentar versehen, dem Publikum vorgelegt werden.

Wie es mir scheint, fehlt es hier bis jetzt an allen Vorarbeiten. Sollten Ew. Hochwohlgeboren dennoch imstande sein, mir in dieser Hinsicht einige Winke zu geben, so würden Sie mich zu dem wärmsten Danke verbinden. Freilich weiß ich nicht, ob ich es wagen darf, auch nur an eine Uebersetzung der Autos zu gehen und ob die Probe, welche ich Ihnen, hochverehrtester Herr, in dem beiliegenden Versuche zu überreichen mir erlaube, nicht den Kenner, wie Sie, zu der Ueberzeugung bringen werde, daß ich zu diesem Unternehmen gänzlich ungeeignet und untüchtig sei. Sollte dies der Fall sein, dann würden Ew. Hochwohlgeboren mich durch nichts mehr verbinden können, als wenn Sie offen und ohne alle Rücksicht mich hierauf aufmerksam machten.

In der Hoffnung, Ihnen durch diese meine Zeilen nicht lästig gefallen zu sein und mit der Bitte, den aufrichtigen Ausdruck meiner wahren Verehrung darin zu erblicken, zeichne ich mich als

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebensten Diener
Dr. Lorinser,
Spiritual des fürstbischöfl. Klerikal-
Seminars in Breslau.

2.

Hochwürdiger
Hochverehrtester Herr!

Vor allem muß ich um gütige Entschuldigung meiner verspäteten Antwort bitten. Aber soeben von Carlsbad zurückgekehrt, habe ich Ihr

[1]) Ferdinand Wolf (1796—1866), Romanist, Mitglied und Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Wien, beschäftigte sich hauptsächlich mit spanischer und portugiesischer Literaturgeschichte.

geehrtes Schreiben v. 26. v. M. erst hier vorgefunden. Nehmen Sie nun meinen herzlichsten und ergebensten Dank für die freundliche Mitteilung, die mich außerordentlich erfreut hat, teils durch das mir dabei geäußerte Vertrauen, insbesondere aber durch Ihr Unternehmen selbst; denn es war immer mein sehnlicher Wunsch und meine eigentliche Absicht, durch meine schwachen Versuche jüngere und frischere Kräfte zu einer Uebersetzung der herrlichen Calderonschen Autos anzuregen. Und dies ist mir, wie ich nun sehe, über alle Erwartung vollkommen gelungen. Ein tiefes Gefühl nicht nur des kirchlichen, sondern auch des poetischen Elements, eine Treue, die, anstatt ängstlicher Nachbildnerei, überall den eigentlichen Sinn kühn erfaßt, eine große Sprachgewandtheit endlich, so daß es scheint, als hätte Calderon, wenn er ein Deutscher gewesen wäre, es ebenso sagen müssen — alles das hat mich in Ihrer Uebersetzung wahrhaft überrascht, da ich allerdings die seltene Schwierigkeit einer solchen Arbeit genugsam erfahren habe.

Leider sehe ich mich außer stande, die Sache durch irgend einen Nachweis eines Kommentars über die Autos zu fördern; ich habe ihn selbst vielfach schmerzlich vermißt, und glaube ebenfalls nicht, daß er überhaupt vorhanden ist, denn in alter Zeit brauchte man ihn schwerlich, und jetzt ist das wiedererwachte Interesse Spaniens an seinen alten poetischen Heroen noch zu neu, um ein solches Werk hervorzurufen. Lassen Sie, verehrtester Herr, sich aber — ich bitte recht inständig darum — dadurch in Ihrer Uebertragung nur ja nicht stören oder auch nur aufhalten, und seien Sie überzeugt, daß ich an dem Fortgang des Unternehmens, das ein wahrhaft katholisches Bedürfnis ist, und wozu Sie ohne Zweifel vor allen berufen sind, jederzeit den freudigsten und innigsten Anteil nehmen werde.

Ihrem ferneren freundlichen Andenken mich empfehlend, mit vorzüglichster Hochachtung

Ew. Hochwürden

Anhalt-Cöthen, d. 18. Juli 55.

ganz ergebenster
v. Eichendorff.

3.

Hochwürdiger,
Hochverehrtester Herr!

Ew. Hochwürden danke ich ganz ergebenst und herzlichst für die gütige Mitteilung des ersten Bandes Ihrer Uebersetzung der Calderonschen Festspiele.[1]) Ich habe alles mit großer Aufmerksamkeit und wachsendem

[1]) Don Pedro Calderons de la Barca geistliche Festspiele. In deutscher Uebersetzung herausgegeben von Dr. Franz Lorinser. Regensburg 1856. Der 1. Band enthielt: Einleitung, Das große Theater der Welt, Zu Gott aus Staatsklugheit.

Interesse gelesen und kann Ihnen nur aufrichtig Glück wünschen zu dem schönen Anfange, welcher das Urteil, das ich mir über den ersten Versuch abzugeben erlaubte, vollkommen bestätigt. Auch die Einleitung ist wie aus meiner Seele geschrieben und gewährt eine klare, besonnene und doch begeisternde Umschau über das ganze wunderbare Gebiet. Die geistvollen Anmerkungen zum Text endlich sind eine wahre Wohltat, die ich während meiner Uebersetzung nur zu oft schmerzlich vermißte; denn diese Autos sind, wie Ew. Hochwürden richtig bemerken,[1] eine Poesie der Theologie, die, gleich Dante, für den Laien eines Kommentars bedarf. Kurz: es wäre mir wahrhaft tröstlich und erhebend, wenn meine früheren Aeußerungen irgend etwas hätten dazu beitragen können, Ew. Hochwürden zu dem herrlichen Unternehmen anzuregen. Ich bin schon zu alt dafür; auch hemmt mich überall der Mangel an theologischer Kenntnis; und so lege ich denn mit rechter Freude das Werk in Ihre jüngere und würdige Hand.

Bei all der innigen Teilnahme an dem Gelingen des Unternehmens sehe ich mich indes leider außerstande, für dasselbe in der von Ew. Hochwürden angedeuteten Art meinerseits mitzuwirken. Denn einmal legt Ihre freundliche Gesinnung gewiß ein allzu großes Gewicht auf die allgemeine Wirksamkeit meines Worts. Sodann aber habe ich, aus vielfachen Gründen, schon seit langer Zeit mich jeder unmittelbaren literarischen Aeußerung in Zeitungen oder Journalen durchaus enthalten und dergleichen Anträge meiner ältesten Freunde und Gönner beharrlich abgelehnt, die sich jetzt mit Recht verletzt fühlen würden, wenn ich hier eine Ausnahme machen wollte. Zürnen Sie mir daher nicht, verehrtester Herr, wenn ich hiernach, zu meinem nicht ge[rin]gen Bedauern, Ihrem diesfälligen, mir sehr schmeichelhaften Wunsche nicht zu entsprechen vermag.

Es tut mir recht leid, daß wir auf dem schönen Johannesberg, wo ich durch die Güte des Herrn Fürstbischofs[2]) einige mir unvergeßliche Wochen verlebt habe, nicht zusammentreffen konnten. Doch hoffe ich, daß mir, da ich nun wieder in meine schlesische Heimat zurückgekehrt, recht bald die langersehnte Freude Ihrer persönlichen Bekanntschaft zuteil werden wird. Jedenfalls aber bitte ich dringend, auch ferner Ihr freundliches Andenken zu erhalten

Ihrem treu ergebenen

Jos. v. Eichendorff.

Neisse, den 21. September 56.

---

[1]) In dem obigen Band Seite 8. Siehe Anmerkung Seite 71.

[2]) Fürstbischof Heinrich Förster. Siehe Anmerkung Seite 73.

4.

Hochwürdiger
Hochverehrtester Herr!

Nehmen Sie meinen innigsten Dank für die gütige Mitteilung des zweiten Bandes Ihres Calderon.[1]) Ich habe mich nicht enthalten können, sogleich darin zu lesen, und erstaune von neuem über die Leichtigkeit und Anmut, womit Sie die vielen, sehr großen Schwierigkeiten zu lösen gewußt haben. Ja, ich kann gar nicht sagen, wie tröstlich es mir ist, das Unternehmen, zu welchem weder meine Jahre noch meine theologischen Kenntnisse hinreichen, in so guten Händen zu wissen. Gott schenke Ihnen ferner Kraft und Mut dazu! es ist wahrlich eine würdige und segensreiche Aufgabe, unseren zerstreuten Landsleuten auch die tiefsinnige Schönheit unserer Religion vor Augen zu stellen.

Ihre nachsichtige und liebreiche Beurteilung meiner Literaturgeschichte war mir hocherfreulich. Denn man schreibt im Gedanken doch eigentlich immer nur für die wenigen, deren Meinung man hoch und wert hält.

Bewahren Sie, hochwürdiger Herr, mir ferner Ihre freundliche Teilnahme. Darum bittet herzlich

Ihr
Sie aufrichtigst verehrender

Neisse, den 29. März 1857. Jos. v. Eichendorff.

X.

Heinrich Förster[2]) an Josef Freiherrn von Eichendorff.

1.

Hoch- und Wohlgeborener Herr Geheimer Rat!

Wenn schon Ihr liebes Schreiben vom 10. d. M. mir ein gar teurer Beweis Ihrer freundlichen Erinnerung ist, so konnte es mir doch keinen Ersatz bieten für den lang verheißenen Besuch, dem ich mich, zu meinem tiefsten Bedauern, durch meine Abreise von Johannesberg entzogen habe. Aber wenn das Fest unserer hl. Landespatronin[3]) mich immer

[1]) Der 2. Band enthielt: Das Nachtmahl des Balthasar, Das Lamm der Wegzehrung, Das Herz gehört Maria, Die göttliche Philothea.

[2]) Heinrich Förster (1800–1881), Fürstbischof von Breslau, hatte im Frühjahr 1856 Eichendorff kennen gelernt und war ihm bald in herzlicher Freundschaft zugetan. Eichendorff war von dem Fürstbischof dringend gebeten worden, jeden Sommer einige Zeit bei ihm auf Schloß Johannesberg, einer bischöflichen Residenz im österreichischen Schlesien, zu verleben; Eichendorff folgte der Einladung und nahm während der beiden nächsten Sommer regelmäßig für mehrere Wochen daselbst seinen Aufenthalt. (Werke I, 201 ff.) Die hl. Hedwig ist in Trebnitz in Schlesien begraben.

[3]) 17. Oktober.

hierher zurückführt, weil ich es gern am Grabe der Heiligen in Trebnitz feiere, so war meine wachsende Kränklichkeit eine Ursache mehr, diesmal meinen Abgang von dem lieben Johannesberg zu verfrühen.

Bald nämlich nach Euer Hoch= und Wohlgeboren Abreise von meinem alten Bergschlosse hat eine solche geistige und körperliche Bedrückung mich heimgesucht, daß ich recht schwere, traurige Tage verlebt habe und noch verlebe, und noch sehe ich kein Ende, denn die ungünstige Häufung von Umständen, welche diese Lebensverbitterung herbeigeführt, dauert fort. Möge Gott tragen helfen, was Er — und gewiß mit heiliger Weisheit — verhängt.

Ihrer Literaturgeschichte [1]) sehen wir mit freudiger Erwartung entgegen. Sie wird nicht zu fürchten haben, was ich für die Uebersetzung der Calderonschen Autos des Lorinser fürchte, daß ihr der buchhändlerische Erfolg fehle. Indem ich bitte, mich allen den lieben Ihrigen herzlichst zu empfehlen, ist es die treueste und wärmste Verehrung, mit welcher verharrt

Euer Hoch= und Wohlgeboren

ganz ergebenster

Freund † Heinrich.

Breslau, d. 16. Oktober 1856.

2.

Hoch= und Wohlgeborener

Hochgeehrtester Herr Geheimer Rat!

Wenn schon Ihre Literaturgeschichte seit 8 Tagen vor mir auf dem Pulte liegt, so nimmt das der teuren Gabe, die ich soeben aus Ihren Händen empfange, gewiß nichts von Ihrem Werte, und vielleicht kann die Eile, mit welcher ich inmitten einer für mich recht bedrängten Zeit Ew. Hoch= und Wohlgeboren meinen Dank ausspreche, in etwa Zeugnis geben, welche Bedeutung ich jedem Beweise der Aufmerksamkeit von seiten eines Mannes beilege, den ich geliebt und verehrt, ehe ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen, und dessen persönliche Bekanntschaft mir das liebste Ereignis in diesem schweren, für mich in mehrfacher Beziehung verhängnisvollen Jahre ist. Aber als sollte ich für mein vielleicht zu großes Verlangen nach dem neuesten Produkte Ihres reichen Geistes recht empfindlich gestraft werden, so mußte es zu einer Zeit ans Licht treten, welche die arbeits= und sorgenvollste für mich im ganzen Jahre ist. Vor dem Dreikönigsfeste komme ich sicher nicht zu einer ruhigen Lesung Ihres

[1]) Die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" von Eichendorff erschien mit der Jahreszahl 1857 bei Schöningh in Paderborn.

Buches, auch des Nachts nicht, und nur genascht habe ich hin und her von der reinen, gesunden und so wohlbereiteten Kost, die Sie uns bieten, und mit rechter innerer Freudigkeit den Schluß Ihres Werkes gelesen. Ich denke, man wird es überall, auch gegnerischerseits und selbst widerwillig, anerkennen müssen.

Was Ew. Hoch- und Wohlgeboren zu v. Redwitz' [1]) Thomas Moor sagen und ob er mehr Gnade vor Ihrem strengen, aber gerechten Richterstuhle finden wird, als die süßlichen Amaranthen und Sieglinden, bin ich begierig; ich habe auch in jenem Buch erst geblättert, aber es scheint mir doch reifer und würdiger als seine Vorgänger, die dem jugendlichen Verfasser so viel betäubenden Weihrauch eingetragen, daß er ganz zu vernebeln drohte. Mit meinem körperlichen Befinden geht's nicht gut und ich bin bange, ob ich alles durchmachen werde, was meiner wartet bis zum Juli! Hilft Gott nur bis dahin, dann hoffe ich mich in Johannesberg ein wenig zu erholen, besonders wenn Sie, mein verehrtester Herr und Freund, Wort halten und mich recht bald und lange auf meinem einsamen Felsenschlosse heimsuchen. Indem ich Gott bitte, daß er Sie und alle, die Ihnen lieb sind, in seinem heiligsten Schutze erhalte und bewahre, und Ihnen ein recht gesegnetes Christfest und Neujahr schenke, bleibe ich mit den Gesinnungen der aufrichtigsten Liebe und Verehrung

Ew. Hoch- und Wohlgeboren

ganz ergebener

† Heinrich.

Breslau, 19. Dezember 1856.

3.

Hoch- und Wohlgeborener Herr Geheimer Rat!

Die wohlwollende Teilnahme, welche mir Ew. Hoch- und Wohlgeboren bei einer Gelegenheit bereitet haben, die nur als Zeichen königlicher Huld für mich Bedeutung und Wert gewinnt,[2]) gibt mir die angenehme Veranlassung, mich Ihnen wieder einmal zu nahen: um meinen zweifachen Dank auszusprechen, denn auch Ihr Urteil über Thomas Morus ist mir eine gar interessante Gabe. Ich bin immer noch nicht

[1]) Oskar Freiherr von Redwitz (1823—1891), zuerst bekannt durch das romantische Tendenzepos „Amaranth" (1849), veröffentlichte noch vor seinem Uebertritt zur liberalen Partei eine christliche Tragödie „Sieglinde" (1853), dann die Tragödie „Thomas Morus" (1856). Die beiden erstgenannten Werke sowie die ganze süßliche Richtung ihres Verfassers wurden von Eichendorff in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (Neuausgabe Kosch 1906, 536 ff. 542) entschieden abgelehnt.

[2]) Verleihung des Roten Adlerordens I. Klasse beim Ordensfest.

dazu gekommen, dieses neueste Produkt der Redwitzschen Muse ruhig zu lesen; aber wer seine übrigen Dichtungen kennt, fühlt sogleich heraus, wie wahr und treffend alles ist, was Ew. Hoch- und Wohlgeboren über dieses neue Werk sagen.

Ueberhaupt drängt es mich, Ihnen die Bewunderung auszusprechen, welche ich bei Lesung Ihrer Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands über die treffende Beurteilung unserer Dichter und die schöne und doch so schlagende Form empfunden, in welcher Sie uns diese Beurteilung geben. Was mich aber am meisten erfreut, ist die tiefe Auffassung der religiösen Verhältnisse im Mittelalter und zur Zeit der Kirchenspaltung und ihrer Einwirkung — wie auf die Literatur überhaupt, so besonders auf die poetische. Diese Auffassung freilich behagt den Protestanten nicht, weicht auch zu sehr von der durch lange Zeit von ihnen allein beherrschten ab, als daß sich selbst die Billigeren leicht hinausfinden könnten; weil sie aber fühlen, daß sich gegen so schlagende Wahrheit Gründliches nicht wohl vorbringen läßt, so tun sie, was sie bei ähnlichen Erscheinungen auf anderen wissenschaftlichen Gebieten — ich führe hier nur Döllingers treffliche Reformationsgeschichte[1]) an — auch getan haben, sie versuchen ein solches Werk totzuschweigen.

Bisher habe ich nur in W. Menzels Literaturblatte No. 3[2]) eine Art Beurteilung Ihres Werkes gelesen. Der milde, dem Katholizismus nicht ungünstige Verfasser kann gleichwohl so ernste Wahrheiten, wie sie ihm pag. 86, 87, 111 2c. entgegentreten, nicht gut verschweigen und gibt den Katholiken auch ihr Teil, wobei er, was die gerügte Indolenz und den Josephinismus anlangt, gewiß recht hat; nur vergißt er, daß auch diese Indolenz und dieser Josephinismus Früchte der Reformation waren.

---

[1]) Johann Josef Ignaz Döllinger (1799—1890) hatte 1846—48 „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen" veröffentlicht.

[2]) Die betreffende Stelle in Wolfgang Menzels Rezension im „Literaturblatt" 3 vom Jahre 1857 hat folgenden Wortlaut:

. . . Der Spottgeist regte sich frühe und lange vor der Reformation. Das Heilige hatte einen immer schweren Kampf gegen die Dämonen zu bestehen, die es in der Poesie wie überall angriffen. Herr von Eichendorff hätte hier wohl der Wahrheit gemäß und unumwunden sagen dürfen, daß die Verderbnis des Klerus die Hauptschuld trug. Ohne die Entweihung von oben her wäre auch die von unten nicht so weit gediehen. Die frechste Opposition wurde provoziert.

Der Verfasser hat sehr recht, wenn er den verderbten Dichtern des protestantischen Deutschland im 17. Jahrhundert drei katholische Lichtgestalten: Balde, Angelus Silesius und Spee, entgegenhält. Allein es gab auch unter den Protestanten damals noch reine Dichter, wenn sie auch im Schatten stehen mußten gegen Opitz, Hoffmannswaldau 2c. Im allgemeinen war das katholische Deutschland wie in Geistesschlaf versunken und tat nichts, um das von den Spottgeistern zerstörte Heilige in erhabenen Geisteswerken, etwa wie

Viele und herzliche Grüße von Aulike[1]) aus Berlin habe ich diesen Zeilen mitgegeben. Er hat mir seinen Besuch auf Schloß Johannesberg versprochen, und ich ihm dafür ein Rendezvous mit Ihnen, verehrtester Herr! Sehen Sie nur zu, daß mein Wort eine Wahrheit werde. Die Aussicht darauf bildet einen Lichtpunkt in meiner nächsten Zukunft, welche sonst recht trübe und düster vor mir liegt. So macht mir — um nur eines anzuführen — die Verurteilung Günthers[2]) in der Art, wie sie

---

Calderon in Spanien tat, wieder aufzubauen. In derselben Schläfrigkeit ließ sich später die Gesellschaft Jesu hinopfern. Nicht ein einziger katholischer Geist in Deutschland trat damals mit dem Feuer auf, wie in neuerer Zeit Görres. Die wenigen katholischen Dichter kokettierten mit dem Voltairianisums. Die Renaissance hatte unter den Katholiken dieselbe Modetyrannei geübt wie unter den Protestanten. Ja, das spezifisch katholische Bewußtsein und Gefühl erwachte unter den Protestanten früher wieder als unter den Katholiken selbst Es ist nicht wahr, was Herr von Eichendorff sagt, die unter den Protestanten aufgekommene Romantik habe die katholische Lesewelt deswegen nicht berührt, weil diese letztere ja in vollem Maße schon das wirklich besessen, wonach jene sich nur von fernher gesehnt. So ist die Sache nicht zu verstehen. Die Katholiken, die kalt blieben bei der romantischen Bewegung im Protestantismus, besaßen jene Fülle der Poesie mit nichten. Sie waren für ihre eigenen gotischen Dome ebenso stumpfsinnig, wie für Tiecks Genoveva. Nur der in ihnen steckende Josefinismus oder der geschmacklose Zopf des Jesuitenstils machte sie unempfänglich. Sie verstanden und liebten Blumauer, weil sie nicht Geist genug besaßen, Tieck zu verstehen. Man soll vom katholischen Standpunkt ja nicht zu verächtlich auf die Romantik heruntersehen, die im Anfang des Jahrhunderts die poetischsten Gemüter unter den Protestanten bewegt hat. Diese Romantik gereichte vielmehr dem josefinischen Katholizismus zu Beschämung. Es liegt ein Moment darin, daß, nachdem die Renaissance, die Begeisterung für das klassische Heidentum seit Leo X. in Rom selbst und an allen katholischen Höfen und Hochschulen herrschend geworden, die Romantik des Mittelalters zuerst wieder von Protestanten gepflegt wurde. Das Unbegreifliche hat einen schönen Sinn, und das hätte Herr von Eichendorff nicht mißkennen sollen.

[1]) Matthias Aulike (1807—1865), von dem die Berliner Matthiaskirche ihren Namen hat, war seit 1856 der erste Direktor der katholischen Abteilung des preußischen Kultusministeriums.

[2]) Anton Günther (1783—1863), katholischer Religionsphilosoph, versuchte, um die scholastische Philosophie durch eine neue, gegenüber der rationalistischen Kritik widerstandsfähigere zu ersetzen, den Inhalt der Offenbarung durch philosophische Darlegungen als notwendig, d. h. als der bloß natürlichen Einsicht zugänglich zu erweisen. Er wurde am 15. Juni 1857 von Rom aus zensuriert In dem vorausgehenden Konflikte nahm auch Eichendorff innerlich für ihn Partei. In dem Fragment „Die h. Hedwig", über dessen Ausarbeitung Eichendorff starb, heißt es bei der Darstellung des modernen Kampfes um das Christentum ausdrücklich (die Stelle wird hier nach dem Original zitiert, da die Anführung in der Einleitung zu den Werken I, 211 ff. ungenau und lückenhaft ist):

„Die ganze Sache ist der jetzt, wie niemals früher, heftig entbrannte Kampf zwischen Verstand und Gemüt, deren Versöhnung die Demut ist. Der Verstand soll nur recht redlich und fleißig (treu) fortarbeiten! Denn je schärfer er denkt, je sicherer wird er erkennen, daß ihm ein Geheimnis, ein ewiges Rätsel übrig bleibt, das er nimmer zu

geschehen soll, in Vollem ohne Angabe des Verwerflichen — schweren Kummer. Wo kommen wir hin bei solcher Mißachtung der Wissenschaft! Wir stehen in Gefahr, ihr Feld, welches eben von neuem zu ergrünen begann, in die kaum überwundene Sterilität zurücksinken zu sehen.

Doch das darf der Bischof heutzutage nicht mehr jedem sagen, ich habe es darum nur zu Ihnen gesprochen.

Und nun leben Sie wohl. Indem ich Gott bitte, daß er Sie und Ihre Lieben in seinem heiligsten Schutze bewahre, zeichne ich mich mit größter Verehrung

Ew. Hoch- und Wohlgeboren

ganz ergebenster

† Heinrich.

Breslau, d. 2. Februar 1857.

XI.

Paul Heyse[1]) an Josef Freiherrn von Eichendorff.

Hochverehrter Herr und Meister!

Sie haben mich durch Ihre Güte wahrhaft beschämt. Daß ich den Schatz Ihrer Autos aus Ihrer Hand besitze, ist ein Gefühl, das mich bei ihrem Genusse im stillen immer begleitet und mich doppelt glücklich

---

lösen vermag, und daß der Mensch mithin noch nicht auf der höchsten Staffel der Himmelsleiter steht, sondern noch höhere Geister über ihm stehen müssen ꝛc. — Man sieht dies z. B. an unsererer jetzigen Naturwissenschaft. Je kühner sie forscht und kombiniert, je näher rückt sie der Evidenz, daß der eigentliche Urgrund außerhalb der menschlichen Forschung liegt.

(S. Wolfgang Menzel, Die deutsche Literatur. Zweite Auflage. Stuttgart 1836, I, 337: „Ein heiliges Geheimnis, ein Wunder, ein nie zu lösendes Rätsel wird ewig übrig bleiben, wieviel weiter wir auch sonst noch kommen mögen, wieviel klarer wir noch mögen denken lernen und wieviel mehr sich noch die Sehnsucht unseres Gemütes läutern und veredeln mag.")

Das Gemüt aber soll seine ihm eingeborene Sehnsucht vom Irdischen läutern und veredeln. Das Resultat dieser wechselseitigen Manipulation aber wird der alleinseligmachende Glaube sein. Denn mitten in unserer Welt liegt eine wunderbare Sphynx, die dem, der unberufen die Lösung ihrer ewigen Rätsel wagt, den Hals bricht. Aus allem diesem folgt also, daß wir uns vor dem Feinde nicht verstecken, sondern ihm in Gottes Namen mutig ins Auge sehen sollen, und daß daher das Verbot der Güntherschen Philosophie ꝛc. ein Unding ist.

Es gibt freilich keinen sogenannten Fortschritt in der ewigen Wahrheit, eben weil sie wahr und folglich ewig ist; wohl aber gibt es einen Fortschritt oder vielmehr einen Wechsel in der Art und Weise, sich dieser Wahrheit zu nähern, sie möglichst aufzufassen."

[1]) Am 22. März 1855 richtete, wie Paul Heyse dem Herausgeber persönlich mitteilt, Eichendorff folgende Zeilen an seinen jungen Verehrer:

und dankbar macht. Seit meinen Knabenjahren bin ich Ihnen so vielfach verschuldet, daß ich mich dieses unmittelbaren Anlasses freue, es Ihnen auszusprechen, und mir nicht einfallen lasse, mich gar zu fragen, wie ich dieser besonderen Gunst wert sein möchte. Sie sind aber gewohnt, Freude zu machen. Das aber kann ich freilich nicht von mir abweisen, daß mein Ehrgeiz dahin geht, auch Ihnen noch einmal Freude zu machen.

In diesen Tagen habe ich auch Ihren Robert und Guiskard [1]) gelesen — zufällig, da die hiesigen saumseligen Buchhandlungen das Gedicht noch nicht einmal dem Titel nach kannten. Ich bin völlig entzückt von der Grazie Ihrer Art, in Versen zu erzählen, und zugleich wieder geschlagen, wenn ich mit diesem sicheren Takt des Meisters mein eigenes schwerfälliges Tappen und Tasten in der Form vergleiche, womit ich mir den verwandten Stoff der „Urica" verdorben habe. In anderer Art hat mich Ihre Geschichte des Dramas erquickt. Es ist natürlich, daß mich Ihre Darstellung nicht aus dem verschiedenen Boden ablösen kann, dem ich angeboren bin. Wo es aber die letzten künstlerischen Fragen betrifft, hat mich Ihr Humor wie Ihr Zorn, und immer und überall die ritterliche Gewalt und Frische Ihrer Darstellung aufs lebhafteste hingerissen.

Ich habe hier vielfach Gelegenheit, meiner Verehrung unter Gleichgesinnten Luft zu machen. Außer Geibel [2]), der nie vergißt, wie viel er Ihnen verdankt, sind unter der jüngeren Münchener Poetenschaft viele, die mich darum beneiden, daß ich Sie einigemal gesehen und gesprochen. Ihr wärmster Schüler und mein lieber Freund Bonn [3]) hat mich gebeten, ihn bei dieser Gelegenheit Ihrem Andenken zu empfehlen. Auch mit Graf Pocci [4]) habe ich neulich ohne Aufhören von Ihnen gesprochen.

„Als Erwiderung auf die geehrte Anfrage vom 17. d. M. bitte ich, die beifolgenden Autos freundlich aufnehmen zu wollen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

v. Eichendorff."

Worauf sich die Anfrage bezog, ist Heyse nicht mehr erinnerlich. Mit der Familie des Kunsthistorikers Franz Kugler, dessen Tochter Heyses Gattin wurde, stand Eichendorff seit seinem Berliner Aufenthalt (1831—1844) in freundschaftlicher Beziehung (Keiter 65).

[1]) „Robert und Guiskard" war 1855 in Leipzig erschienen und behandelt eine Episode aus der französischen Revolution in epischer Form.

[2]) Emanuel Geibel (1815—1884), das Haupt des in den fünfziger Jahren in München vereinigten Dichterkreises.

[3]) Franz Bonn (1830—1894), humoristischer Dichter, als „von Miris" Mitarbeiter der Münchener „Fliegenden Blätter".

[4]) Franz Graf von Pocci (1807—1876), Zeichner, Dichter und Musiker.

— Statt allen Dankes möchte ich Sie überzeugen, daß Ihre reiche Saat nicht zwischen die Felsen gefallen ist.

Ich füge noch herzliche Empfehlungen meiner Frau hinzu und bin von ganzem Herzen

Ihr

ewig ergebener
Paul Heyse.

München, 8. April 1855.

XII.

Karl von Holtei [1]) an Josef Freiherrn von Eichendorff.

Auf einem Umwege, mein alter, hochverehrter Freund und vielgeliebter Sänger, gelangt (hoffentlich) dies Blatt in Ihre Hände; denn ich weiß nicht, wo Sie jetzt weilen. Ich weiß auch nicht, ob Ihnen zufällig mein Roman „Christian Lamfell“ vor Augen gekommen ist. Kaum darf ich es hoffen; denn Ihre Studien werden Ihnen keine Zeit zu solcher Lektüre gönnen. Sonst wollt' ich sagen: jenes Buch sichert mich vor dem Verdacht, als gehörte ich unter die Zahl der Protestanten, die den Katholizismus weder ahnen, noch verstehen wollen. — Mögen Sie nun mit Leib und Seele Katholik sein, Sie werden sich dadurch nicht abhalten lassen, mir für meinen Zweck einen kleinen Beitrag zu spenden. Vielleicht ein paar Worte über Calderon? Was es immer sei, nur Ihren lieben, teuren Namen!

Möge meine Bitte glücklich vor Ihr Angesicht kommen und zu Ihrem Herzen reden! Mit unveränderlicher Anhänglichkeit und Verehrung

Ihr H.

Graz, 14. Nov. 1856.

---

[1]) Karl von Holtei (1798—1880), ein Landsmann Eichendorffs, gab den Roman „Christian Lamfell“ 1853 heraus. 1856 erließ er einen Aufruf „für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz (Steiermark)“, auf dessen Rückseite der vorliegende Brief geschrieben ist. Durch den Aufruf sollten die deutschen Schriftsteller, „weß Standes, Glaubens und welcher Partei sie immer sein“ mochten, veranlaßt werden, durch einen literarischen Beitrag das geplante Werk zu unterstützen. Unter dem obigen Titel gab Holtei 1857 bei Vieweg in Braunschweig eine Sammlung der eingelaufenen Beiträge „von 126 deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern“ heraus, der eine Notenbeilage von G. Meyerbeer angehängt war. Auch Eichendorff hatte beigesteuert und so die in dem Brief ausgesprochene Bitte erfüllt. Das von ihm eingesandte Fragment „Ein Auswanderer“ fand dann in den „Sämtlichen Werken“ Aufnahme (I, 248 ff.).

Dichtungen und Entwürfe.

Die Zauberei im Herbste.

Ein Märchen.

Ritter Ubaldo war an einem heiteren Herbstabend auf der Jagd weit von den Seinigen abgekommen und ritt eben zwischen einsamen Waldbergen hin, als er von dem einen derselben einen Mann in seltsamer. bunter Kleidung herabsteigen sah. Der Fremde bemerkte ihn nicht, bis er dicht vor ihm stand. Ubaldo sah nun mit Verwunderung, daß derselbe einen sehr zierlichen und prächtig geschmückten Wamms trug, der aber durch die Zeit altmodisch und unscheinlich geworden war. Sein Gesicht war schön, aber bleich und wild mit Bart verwachsen.

Beide begrüßten einander erstaunt, und Ubaldo erzählte, daß er so unglücklich gewesen, sich hier zu verirren. Die Sonne war schon hinter den Bergen versunken, dieser Ort weit entfernt von allen Wohnungen der Menschen. Der Unbekannte trug daher dem Ritter an, heute bei ihm zu übernachten; morgen mit dem frühesten wolle er ihm den einzigen Pfad weisen, der aus diesen Bergen herausführe. Ubaldo willigte gern ein und folgte nun seinem Führer durch die öden Waldesschluften.

Sie kamen bald an einen hohen Fels, in dessen Fuß eine geräumige Höhle ausgehauen war. Ein großer Stein lag in der Mitte derselben, auf dem Stein stand ein hölzernes Kruzifix. Ein Lager von trockenem Laube füllte den Hintergrund der Klause. Ubaldo band sein Pferd am Eingange an, während sein Wirt stillschweigend Wein und Brot brachte. Sie setzten sich miteinander hin, und der Ritter, dem die Kleidung des Unbekannten für einen Einsiedler wenig passend schien, konnte sich nicht enthalten, ihn um seine früheren Schicksale zu befragen.

— „Forsche nur nicht, wer ich bin," antwortete der Klausner streng, und sein Gesicht wurde dabei finster und unfreundlich. — Dagegen bemerkte Ubaldo, daß derselbe hoch aufhorchte und dann in ein tiefes Nachsinnen versank, als er selber nun anfing, mancher Fahrten und rühmlicher Taten zu erwähnen, die er in seiner Jugend bestanden. Ermüdet endlich streckte sich Ubaldo auf das ihm angebotene Laub hin und schlummerte bald ein, während sein Wirt sich am Eingang der Höhle niedersetzte.

Mitten in der Nacht fuhr der Ritter, von unruhigen Träumen geschreckt, auf. Er richtete sich mit halbem Leibe empor. Draußen beschien der Mond sehr hell den stillen Kreis der Berge. Auf dem Platz vor der Höhle sah er seinen Wirt unruhig unter den hohen, schwankenden Bäumen auf und ab wandeln. Er sang dabei mit hohler Stimme ein Lied, wovon Ubaldo nur abgebrochen ungefähr folgende Worte vernehmen konnte:

Aus der Kluft treibt mich das Bangen,
Alte Klänge nach mir langen —
Süße Sünde, laß mich los!
Oder wirf mich ganz darnieder,
Vor dem Zauber dieser Lieder
Bergend in der Erde Schoß!

Gott! Inbrünstig möcht' ich beten,
Doch der Erde Bilder treten
Immer zwischen dich und mich,
Und ringsum der Wälder Sausen
Füllt die Seele mir mit Grausen,
Strenger Gott! ich fürchte dich.

Ach! So brich auch meine Ketten!
Alle Menschen zu erretten,
Gingst du ja in bittern Tod.
Irrend an der Hölle Toren,
Ach, wie bald bin ich verloren!
Jesus, hilf in meiner Not!

Der Sänger schwieg wieder, setzte sich auf einen Stein und schien einige unvernehmliche Gebete herzumurmeln, die aber vielmehr wie verwirrte Zauberformeln klangen. Das Rauschen der Bäche von den nahen Bergen und das leise Sausen der Tannen sang seltsam mit darein, und Ubaldo sank, vom Schlafe überwältigt, wieder auf sein Lager zurück.

Kaum blitzten die ersten Morgenstrahlen durch die Wipfel, als auch der Einsiedler schon vor dem Ritter stand, um ihm den Weg aus den Schluften zu weisen. Wohlgemutet schwang sich Ubaldo auf sein

Pferd, und sein sonderbarer Führer schritt schweigend neben ihm her. Sie hatten bald den Gipfel des letzten Berges erreicht, da lag plötzlich die blitzende Tiefe mit Strömen, Städten und Schlössern im schönsten Morgenglanze zu ihren Füßen. Der Einsiedler schien selber überrascht. „Ach, wie schön ist die Welt!“ rief er bestürzt aus, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und eilte so in die Wälder zurück. — Kopfschüttelnd schlug Ubaldo nun den wohlbekannten Weg nach seinem Schlosse ein.

Die Neugierde trieb ihn indessen gar bald von neuem nach der Einöde, und er fand mit einiger Mühe die Höhle wieder, wo ihn der Klausner diesmal weniger finster und verschlossen empfing.

Daß derselbe schwere Sünden redlich abbüßen wolle, hatte Ubaldo wohl schon aus jenem nächtlichen Gesange entnommen, aber es kam ihm vor, als ob dieses Gemüt fruchtlos mit dem Feinde ringe, denn in seinem Wandel war nichts von der heiteren Zuversicht einer wahrhaft gottergebenen Seele, und gar oft, wenn sie im Gespräch beieinander saßen, brach eine schwer unterdrückte irdische Sehnsucht mit einer fast furchtbaren Gewalt aus den irre flammenden Augen des Mannes, wobei alle seine Mienen sonderbar zu verwildern und sich gänzlich zu verwandeln schienen.

Dies bewog den frommen Ritter, seine Besuche öfter zu wiederholen, um den Schwindelnden mit der ganzen vollen Kraft eines ungetrübten; schuldlosen Gemüts zu umfassen und zu erhalten. Seinen Namen und früheren Wandel verschwieg der Einsiedler indes fortdauernd, es schien ihm vor der Vergangenheit zu schaudern. Doch wurde er mit jedem Besuche sichtbar ruhiger und zutraulicher. Ja, es gelang dem guten Ritter endlich sogar, ihn einmal zu bewegen, ihm nach seinem Schlosse zu folgen.

Es war schon Abend geworden, als sie auf der Burg anlangten. Der Ritter ließ daher ein wärmendes Kaminfeuer anlegen und brachte von dem besten Wein, den er hatte. Der Einsiedler schien sich hier zum ersten Male ziemlich behaglich zu fühlen. Er betrachtete sehr aufmerksam ein Schwert und andere Waffenstücke, die im Widerscheine des Kaminfeuers funkelnd dort an der Wand hingen, und sah dann wieder den Ritter lange schweigend an. „Ihr seid glücklich,“ sagte er, „und ich betrachte Eure feste, freudige, männliche Gestalt mit wahrer Scheu und Ehrfurcht, wie Ihr Euch, unbekümmert durch Leid und Freud, bewegt und das Leben ruhig regieret, während Ihr Euch demselben ganz hinzugeben scheint, gleich einem Schiffer, der bestimmt weiß, wo er hinsteuern soll, und sich von dem wunderbaren Liede der Sirenen unterwegens nicht irre machen läßt. Ich bin mir in Eurer Nähe schon oft

vorgekommen wie ein feiger Tor oder wie ein Wahnsinniger. — Es gibt vom Leben Berauschte — ach, wie schrecklich ist es, dann auf einmal wieder nüchtern zu werden!"

Der Ritter, welcher diese ungewöhnliche Bewegung seines Gastes nicht unbenutzt vorbeigehen lassen wollte, drang mit gutmütigem Eifer in denselben, ihm nun endlich einmal seine Lebensgeschichte zu vertrauen. Der Klausner wurde nachdenkend. „Wenn Ihr mir versprecht," sagte er endlich, „ewig zu verschweigen, was ich Euch erzähle, und mir erlaubt, alle Namen wegzulassen, so will ich es tun." Der Ritter reichte ihm die Hand und versprach ihm freudig, was er forderte, rief seine Hausfrau, deren Verschwiegenheit er verbürgte, herein, um auch sie an der von beiden lange ersehnten Erzählung teilnehmen zu lassen.

Sie erschien, ein Kind auf dem Arme, das andere an der Hand führend. Es war eine hohe, schöne Gestalt in verblühender Jugend, still und mild wie die untergehende Sonne, noch einmal in den lieblichen Kindern die eigene versinkende Schönheit abspiegelnd. Der Fremde wurde bei ihrem Anblick ganz verwirrt. Er riß das Fenster auf und schaute einige Augenblicke über den nächtlichen Waldgrund hinaus, um sich zu sammeln. Ruhiger trat er darauf wieder zu ihnen, sie rückten alle dichter um den lodernden Kamin, und er begann folgendermaßen:

Die Herbstsonne stieg lieblich wärmend über die farbigen Nebel, welche die Täler um mein Schloß bedeckten. Die Musik schwieg, das Fest war zu Ende und die lustigen Gäste zogen nach allen Seiten davon. Es war ein Abschiedsfest, das ich meinem liebsten Jugendgesellen gab, welcher heute mit seinem Häuflein dem heiligen Kreuze zuzog, um dem großen christlichen Heere das gelobte Land erobern zu helfen. Seit unserer frühesten Jugend war dieser Zug der einzige Gegenstand unserer beiderseitigen Wünsche, Hoffnungen und Pläne, und ich versenke mich noch jetzt oft mit einer unbeschreiblichen Wehmut in jene stille, morgenschöne Zeit, wo wir unter den hohen Linden auf dem Felsenabhange meines Burgplatzes zusammensaßen und in Gedanken den segelnden Wolken nach jenem gebenedeiten Wunderlande folgten, wo Gottfried und die anderen Helden in lichtem Glanze des Ruhmes lebten und stritten. — Aber wie bald verwandelte sich alles in mir!

Ein Fräulein, die Blume aller Schönheit, die ich nur einigemal gesehen und zu welcher ich, ohne daß sie davon wußte, gleich von Anfang eine unbezwingliche Liebe gefaßt hatte, hielt mich in dem stillen Zwinger dieser Berge gebannt. Jetzt, da ich stark genug war, mitzukämpfen, konnte ich nicht scheiden und ließ meinen Freund allein ziehen.

Auch sie war bei dem Feste zugegen, und ich schwelgte vor übergroßer Seligkeit in dem Widerglanze ihrer Schönheit. Nur erst, als sie

des Morgens fortziehen wollte und ich ihr auf das Pferd half, wagte ich, es ihr zu entdecken, daß ich nur ihretwillen den Zug unterlassen. Sie sagte nichts darauf, aber blickte mich groß und, wie es schien, erschrocken an und ritt dann schnell davon.

Bei diesen Worten sahen der Ritter und seine Frau einander mit sichtbarem Erstaunen an. Der Fremde bemerkte es aber nicht und fuhr weiter fort:

Alles war nun fortgezogen. Die Sonne schien durch die hohen Bogenfenster in die leeren Gemächer, wo jetzt nur noch meine einsamen Fußtritte widerhallten. Ich lehnte mich lange zum Erker hinaus, aus den stillen Wäldern unten schallte der Schlag einzelner Holzhauer herauf. Eine unbeschreiblich sehnsüchtige Bewegung bemächtigte sich in dieser Einsamkeit meiner. Ich konnte es nicht länger aushalten, ich schwang mich auf mein Roß und ritt auf die Jagd, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Lange war ich umhergeirrt und befand mich endlich zu meiner Verwunderung in einer mir bis jetzt noch ganz unbekannt gebliebenen Gegend des Gebirges. Ich ritt gedankenvoll, meinen Falken auf der Hand, über eine wunderschöne Heide, über welche die Strahlen der untergehenden Sonne schrägblitzend hinfuhren, die herbstlichen Gespinste flogen wie Schleier durch die heiter blaue Luft, hoch über die Berge weg wehten die Abschiedslieder der fortziehenden Vögel.

Da hörte ich plötzlich mehrere Waldhörner, die in einiger Entfernung von den Bergen einander Antwort zu geben schienen. Einige Stimmen begleiteten sie mit Gesang. Nie noch vorher hatte mich Musik mit solcher wunderbaren Sehnsucht erfüllt als diese Töne, und noch heute sind mir mehrere Strophen des Gesanges erinnerlich, wie sie der Wind zwischen den Klängen herüberwehte:

Ueber gelb' und rote Streifen
Ziehen hoch die Vögel fort.
Trostlos die Gedanken schweifen,
Ach! sie finden keinen Port,
Und der Hörner dunkle Klagen
Einsam nur ans Herz dir schlagen.

Siehst du blauer Berge Runde
Ferne überm Walde stehn,
Bäche in dem stillen Grunde
Rauschend nach der Ferne gehn?
Wolken, Bäche, Vögel munter,
Alles ziehet mit hinunter.

Golden meine Locken wallen,
Süß mein junger Leib noch blüht —
Bald ist Schönheit auch verfallen,
Wie des Sommers Glanz verglüht,
Jugend muß die Blüten neigen,
Rings die Hörner alle schweigen.

Schlanke Arme zu umarmen,
Roten Mund zum süßen Kuß,
Weiße Brust, dran zu erwarmen,
Reichen, vollen Liebesgruß
Bietet dir der Hörner Schallen,
Süßer! komm, eh sie verhallen!

Ich war wie verwirrt bei diesen Tönen, die das ganze Herz durchdrangen. Mein Falke, sobald sich die ersten Klänge erhoben, wurde scheu, schwang sich wildkreischend auf, hoch in den Lüften verschwindend, und kam nicht wieder. Ich aber konnte nicht widerstehen und folgte dem verlockenden Waldhornsliede immerfort, das sinnenverwirrend bald wie aus der Ferne klang, bald wieder mit dem Winde näher schwellte.

So kam ich endlich aus dem Walde heraus und erblickte ein blankes Schloß, das auf einem Berge vor mir lag. Rings um das Schloß, vom Gipfel bis zum Walde hinab, lachte ein wunderschöner Garten in den buntesten Farben, der das Schloß wie ein Zauberring umgab. Alle Bäume und Sträucher in demselben, vom Herbste viel kräftiger gefärbt als anderswo, waren purpurrot, goldgelb und feuerfarb; hohe Astern, diese letzten Gestirne des versinkenden Sommers, brannten dort im mannigfaltigsten Schimmer. Die untergehende Sonne warf gerade ihre Strahlen auf die liebliche Anhöhe, auf die Springbrunnen und die Fenster des Schlosses, die blendend blitzten.

Ich bemerkte nun, daß die Waldhornklänge, die ich vorhin gehört, aus diesem Garten kamen, und mitten in dem Glanze unter wilden Weinlaubranken sah ich, innerlichst erschrocken — das Fräulein, das alle meine Gedanken meinten, zwischen den Klängen, selber singend, herumwandeln. Sie schwieg, als sie mich erblickte, aber die Hörner klangen fort. Schöne Knaben in seidenen Kleidern eilten herab und nahmen mir das Pferd ab.

Ich flog durch das zierlich übergoldete Gittertor auf die Terrasse des Gartens, wo meine Geliebte stand, und sank, von soviel Schönheit überwältigt, zu ihren Füßen nieder. Sie trug ein dunkelrotes Gewand, lange Schleier, durchsichtig wie die Sommerfäden des Herbstes, umflatterten die goldgelben Locken, von einer prächtigen Aster aus funkelnden Edelsteinen über der Stirn zusammengehalten.

Liebreich hob sie mich auf und mit einer rührenden, wie vor Liebe und Schmerz gebrochenen Stimme sagte sie: „Schöner, unglücklicher Jüngling, wie lieb' ich dich! Schon lange liebt' ich dich, und wenn der Herbst seine geheimnisvolle Feier beginnt, erwacht mit jedem Jahre mein Verlangen mit neuer, unwiderstehlicher Gewalt. Unglücklicher! Wie bist du in den Kreis meiner Klänge gekommen? Laß mich und fliehe!"

Mich schauderte bei diesen Worten und ich beschwor sie, weiter zu reden und sich näher zu erklären. Aber sie antwortete nicht, und wir gingen stillschweigend nebeneinander durch den Garten.

Es war indes dunkel geworden. Da verbreitete sich eine ernste Hoheit über ihre ganze Gestalt.

„So wisse denn," sagte sie, „dein Jugendfreund, der heute von dir geschieden ist, ist ein Verräter. Ich bin gezwungen seine verlobte Braut. Aus wilder Eifersucht verhehlte er dir seine Liebe. Er ist nicht nach Palästina, sondern kommt morgen, um mich abzuholen und in einem abgelegenen Schlosse vor allen menschlichen Augen auf ewig zu verbergen. — Ich muß nun scheiden. Wir sehen uns nie wieder, wenn er nicht stirbt."

Bei diesen Worten drückte sie einen Kuß auf meine Lippen und verschwand in den dunklen Gängen. Ein Stein aus ihrer Aster funkelte im Weggehen kühlblitzend über meinen beiden Augen, ihr Kuß flammte mit fast schauerlicher Wollust durch alle meine Adern.

Ich überdachte nun mit Entsetzen die fürchterlichen Worte, die sie beim Abschiede wie Gift in mein gesundes Blut geworfen hatte und irrte lange nachsinnend in den einsamen Gängen umher. Ermüdet warf ich mich endlich auf die steinernen Staffeln vor dem Schloßtore, die Waldhörner hallten noch fort, und ich schlummerte unter seltsamen Gedanken ein.

Als ich die Augen aufschlug, war es heller Morgen. Alle Türen und Fenster des Schlosses waren fest verschlossen, der Garten und die ganze Gegend still. In dieser Einsamkeit erwachte das Bild der Geliebten und die ganze Zauberei des gestrigen Abends mit neuen morgenschönen Farben in meinem Herzen, und ich fühlte die volle Seligkeit, wiedergeliebt zu werden. Manchmal wohl, wenn mir jene furchtbaren Worte wieder einfielen, wandelte mich ein Trieb an, weit von hier zu fliehen; aber der Kuß brannte noch auf meinen Lippen, und ich konnte nicht fort.

Es wehte eine warme, fast schwüle Luft, als wollte der Sommer noch einmal wiederkehren. Ich schweifte daher träumend in den nahen Wald hinaus, um mich mit der Jagd zu zerstreuen. Da erblickt' ich

in dem Wipfel eines Baumes einen Vogel von so wunderschönem Gefieder, wie ich noch nie vorher gesehen. Als ich den Bogen spannte, um ihn zu schießen, flog er schnell auf einen anderen Baum. Ich folgte ihm begierig, aber der schöne Vogel flatterte immerfort von Wipfel zu Wipfel vor mir her, wobei seine hellgoldenen Schwingen reizend im Sonnenschein glänzten.

So war ich in ein enges Tal gekommen, das rings von hohen Felsen eingeschlossen war. Kein rauhes Lüftchen wehte hier herein, alles war hier noch grün und blühend wie im Sommer. Ein Gesang schwoll wunderlieblich aus der Mitte dieses Tales. Erstaunt bog ich die Zweige des dichten Gesträuches, an dem ich stand, auseinander, — und meine Augen senkten sich trunken und geblendet vor dem Zauber, der sich mir da eröffnete.

Ein stiller Weiher lag im Kreise der hohen Felsen, an denen Efeu und seltsame Schilfblumen üppig emporrankten. Viele Mädchen tauchten ihre schönen Glieder singend in der lauen Flut auf und nieder. Ueber allen erhoben stand das Fräulein prächtig und ohne Hülle und schaute, während die anderen sangen, schweigend um die wollüstig um ihre Knöchel spielenden Wellen wie verzaubert und versunken in das Bild der eigenen Schönheit, das der trunkene Wasserspiegel widerstrahlte. — Eingewurzelt stand ich lange in flammendem Schauer, da bewegte sich die schöne Schar ans Land, und ich eilte schnell davon, um nicht entdeckt zu werden.

Ich stürzte mich in den dicksten Wald, um die Flammen zu kühlen, die mein Inneres durchtobten. Aber je weiter ich floh, desto lebendiger gaukelten jene Bilder vor meinen Augen, desto verzehrender langte der Schimmer jener jugendlichen Glieder mir nach.

So traf mich die einbrechende Nacht noch im Walde. Der ganze Himmel hatte sich unterdes verwandelt und war dunkel geworden, ein wilder Sturm ging über die Berge. „Wir sehen uns nie wieder, wenn er nicht stirbt!“ rief ich immerfort in mich selbst hinein und rannte, als würde ich von Gespenstern gejagt.

Es kam mir dabei manchmal vor, als vernähme ich seitwärts Getös von Rosseshufen im Walde, aber ich scheute jedes menschliche Angesicht und floh vor dem Geräusch, so oft es näher zu kommen schien. Das Schloß meiner Geliebten sah ich oft, wenn ich auf eine Höhe kam, in der Ferne stehen; die Waldhörner sangen wieder wie gestern Abend, der Glanz der Kerzen drang wie ein milder Mondenschein durch alle Fenster und beleuchtete rings umher magisch den Kreis der nächsten Bäume und Blumen, während draußen die ganze Gegend in Sturm und Finsternis wild durcheinanderrang.

Meiner Sinne kaum mehr mächtig, bestieg ich endlich einen hohen Felsen, an dem unten ein brausender Waldstrom vorüberstürzte. Als ich auf der Spitze ankam, erblickte ich dort eine dunkle Gestalt, die auf einem Steine saß, still und unbeweglich, als wäre sie selber von Stein. Die Wolken jagten soeben zerrissen über den Himmel. Der Mond trat blutrot auf einen Augenblick hervor — und ich erkannte meinen Freund, den Bräutigam meiner Geliebten.

Er richtete sich, sobald er mich erblickte, schnell und hoch auf, daß ich innerlichst zusammenschauderte, und griff nach seinem Schwerte. Wütend fiel ich ihn an und umfaßte ihn mit beiden Armen. So rangen wir einige Zeit miteinander, bis ich ihn zuletzt über die Felsenwand in den Abgrund hinabschleuderte.

Da wurde es auf einmal still in der Tiefe und rings umher, nur der Strom unten rauschte stärker, als wäre mein ganzes voriges Leben unter diesen wirbelnden Wogen begraben und alles auf ewig vorbei.

Eilig stürzte ich nun fort von diesem grausigen Orte. Da kam es mir vor, als hörte ich ein lautes, widriges Lachen wie aus dem Wipfel der Bäume hinter mir dreinschallen; zugleich glaubte ich in der Verwirrung meiner Sinne den Vogel, den ich vorhin verfolgte, in den Zweigen über mir wiederzusehen. — So gejagt, geängstigt und halb sinnlos rannte ich durch die Wildnis über die Gartenmauer hinweg zu dem Schlosse des Fräuleins. Mit allen Kräften riß ich dort an den Angeln des verschlossenen Tores. „Mach auf,“ schrie ich außer mir, „mach auf, ich habe meinen Herzensbruder erschlagen! Du bist nun mein auf Erden und in der Hölle!“

Da taten sich die Torflügel schnell auf, und das Fräulein, schöner als ich sie jemals gesehen, sank ganz hingegeben in flammenden Küssen an meine von Stürmen durchwühlte, zerrissene Brust.

Laßt mich nun schweigen von der Pracht der Gemächer, dem Dufte ausländischer Blumen und Bäume, zwischen denen schöne Frauen singend hervorsahen, von den Wogen von Licht und Musik, von der wilden, namenlosen Lust, die ich in den Armen des Fräuleins —

Hier fuhr der Fremde plötzlich auf. Denn draußen hörte man einen seltsamen Gesang an den Fenstern der Burg vorüberfliegen. Es waren nur einzelne Sätze, die zuweilen wie eine menschliche Stimme, dann wieder wie die höchsten Töne einer Klarinette klangen, wenn sie der Wind über ferne Berge herüberweht, das ganze Herz ergreifend und schnell dahinfahrend. — „Beruhigt Euch,“ sagte der Ritter, „wir sind das lange gewohnt. Zauberei soll in den nahen Wäldern wohnen, und oft zur Herbstzeit streifen solche Töne in der Nacht bis an unser Schloß. Es vergeht eben so schnell als es kommt, und wir bekümmern uns

weiter nicht darum.“ — Eine große Bewegung schien jedoch in der Brust des Ritters zu arbeiten, die er nur mit Mühe unterdrückte. — Die Töne draußen waren schon wieder verklungen. Der Fremde saß, wie im Geiste abwesend, in tiefes Nachsinnen verloren. Nach einer langen Pause erst sammelte er sich wieder und fuhr, obgleich nicht mehr so ruhig wie vorher, in seiner Erzählung weiter fort:

Ich bemerkte, daß das Fräulein mitten im Glanze manchmal von einer unwillkürlichen Wehmut befallen wurde, wenn sie aus dem Schlosse sah, wie nun endlich auch der Herbst von allen Fluren Abschied nehmen wollte. Aber ein gesunder, fester Schlaf machte durch eine Nacht alles wieder gut, und ihr wunderschönes Antlitz, der Garten und die ganze Gegend ringsumher blickte mich am Morgen immer wieder erquickt, frischer und wie neugeboren an.

Nur einmal, da ich eben mit ihr am Fenster stand, war sie stiller und trauriger als jemals. Draußen im Garten spielte der Wintersturm mit den herabfallenden Blättern. Ich merkte, daß sie oft heimlich schauderte, als sie in die ganz verbleichte Gegend hinausschaute. Alle ihre Frauen hatten uns verlassen, die Lieder der Waldhörner klangen heute nur aus weiter Ferne, bis sie endlich gar verhallten. Die Augen meiner Geliebten hatten allen ihren Glanz verloren und schienen wie verlöschend. Jenseits der Berge ging eben die Sonne unter und erfüllte den Garten und die Täler ringsum mit ihrem verbleichenden Glanze. Da umschlang das Fräulein mich mit beiden Armen und begann ein seltsames Lied zu singen, das ich vorher noch nie von ihr gehört und das mit unendlich wehmütigem Akkorde das ganze Haus durchdrang. Ich lauschte entzückt, es war, als zögen mich diese Töne mit dem versinkenden Abendrot langsam hinab, die Augen fielen mir wider Willen zu, und ich schlummerte in Träumen ein.

Als ich erwachte, war es Nacht geworden und alles still im Schlosse. Der Mond schien sehr hell. Meine Geliebte lag auf seidenem Lager schlafend neben mir hingestreckt. Ich betrachtete sie mit Erstaunen, denn sie war bleich wie eine Leiche, ihre Locken hingen verwirrt und wie vom Winde zerzaust um Angesicht und Busen herum. Alles andere lag und stand noch unberührt umher, wie es bei meinem Entschlummern gelegen, es war mir, als wäre das schon sehr lange her. — Ich trat an das offene Fenster. Die Gegend draußen schien mir verwandelt und ganz anders, als ich sie sonst gesehen. Die Bäume sausten wunderlich. Da sah ich unten an der Mauer des Schlosses zwei Männer stehen, die dunkel murmelnd und sich besprechend, sich immerfort gleichförmig beugend und neigend gegeneinander hin- und herbewegten, als ob sie ein Gespinste weben wollten. Ich konnte nichts verstehen, nur

hörte ich sie öfters meinen Namen nennen. — Ich blickte noch einmal zurück nach der Gestalt des Fräuleins, welche eben vom Monde klar beschienen wurde. Es kam mir vor, als sähe ich ein steinernes Bild, schön, aber totenkalt und unbeweglich. Ein Stein blitzte wie Basiliskenaugen von ihrer starren Brust, ihr Mund schien mir seltsam verzerrt.

Ein Grausen, wie ich es noch in meinem Leben nicht gefühlt, befiel mich da auf einmal. Ich ließ alles liegen und eilte durch die leeren, öden Hallen, wo aller Glanz verloschen war, fort. Als ich aus dem Schlosse trat, sah ich in einiger Entfernung die zwei ganz fremden Männer plötzlich in ihrem Geschäfte erstarren und wie Statuen stillestehen. Seitwärts weit unter dem Berge erblickt' ich an einem einsamen Weiher mehrere Mädchen in schneeweißen Gewändern, welche wunderbar singend beschäftigt schienen, seltsame Gespinste auf der Wiese auszubreiten und am Mondschein zu bleichen. Dieser Anblick und dieser Gesang vermehrte noch mein Grausen, und ich schwang mich nur desto rascher über die Gartenmauer weg. Die Wolken flogen schnell über den Himmel, die Bäume sausten hinter mir drein, ich eilte atemlos immer fort.

Stiller und wärmer wurde allmählich die Nacht, Nachtigallen schlugen in den Gebüschen. Draußen tief unter den Bergen hörte ich Stimmen gehen, und alte, langvergessene Erinnerungen kehrten halbdämmernd wieder in das ausgebrannte Herz zurück, während vor mir die schönste Frühlingsmorgendämmerung sich über dem Gebirge erhob. — Was ist das? Wo bin ich denn? rief ich erstaunt und wußte nicht, wie mir geschehen. Herbst und Winter sind vergangen, Frühling ist's wieder auf der Welt. Mein Gott! wo bin ich so lange gewesen?

So langte ich endlich auf dem Gipfel des letzten Berges an. Da ging die Sonne prächtig auf. Ein wonniges Erschüttern flog über die Erde, Ströme und Schlösser blitzten, die Menschen, ach! ruhig und fröhlich kreisten in ihren täglichen Verrichtungen wie ehedem, unzählige Lerchen jubilierten hoch in der Luft. Ich stürzte auf die Knie und weinte bitterlich um mein verlorenes Leben.

Ich begriff und begreife noch jetzt nicht, wie das alles zugegangen, aber hinabstürzen mocht' ich noch nicht in die heitere, schuldlose Welt mit dieser Brust voll Sünde und zügelloser Lust. In die tiefste Einöde vergraben, wollte ich den Himmel um Vergebung bitten und die Wohnungen der Menschen nicht eher wiedersehen, bis alle meine Fehle, das einzige, dessen ich mir aus der Vergangenheit nur zu klar und deutlich bewußt war, mit Tränen heißer Reue abgewaschen hätte.

Ein Jahr lang lebt' ich so, als Ihr mich damals an der Höhle traft. Inbrünstige Gebete entstiegen gar oft meiner geängstigten Brust,

und ich wähnte manchmal, es sei überstanden und ich habe Gnade gefunden vor Gott; aber das war nur selige Täuschung seltener Augenblicke, und schnell alles wieder vorbei. Und als nun der Herbst wieder sein wunderlich farbiges Netz über Berg und Tal ausspreitete, da schweiften von neuem einzelne wohlbekannte Töne aus dem Walde in meine Einsamkeit und dunkle Stimmen in mir klangen sie wider und gaben ihnen Antwort, und im Innersten erschreckten mich noch immer die Glockenklänge des fernen Doms, wenn sie am klaren Sonntagsmorgen über die Berge zu mir herüberlangten, als suchten sie das alte, stille Gottesreich der Kindheit in meiner Brust, das nicht mehr in ihr war. — Seht, es ist ein wunderbares, dunkles Reich von Gedanken in des Menschen Brust, da blitzen Kristall und Rubin und alle die versteinerten Blumen der Tiefe mit schauerlichem Liebesblick herauf, zauberische Klänge wehen dazwischen, du weißt nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen, die Schönheit des irdischen Lebens schimmert von draußen dämmernd herein, die unsichtbaren Quellen rauschen wehmütig lockend in einem fort und es zieht dich ewig hinunter — hinunter!

„Armer Raimund!“ rief da der Ritter, der den in seiner Erzählung träumerisch verlorenen Fremden lange mit tiefer Rührung betrachtet hatte.

„Wer seid Ihr um Gotteswillen, daß Ihr meinen Namen wißt!“ rief der Fremde und sprang wie vom Blitze gerührt von seinem Sitze auf.

„Mein Gott!“ erwiderte der Ritter und schloß den Zitternden mit herzlicher Liebe in seine Arme, „kennst du uns denn gar nicht mehr? Ich bin ja dein alter, treuer Waffenbruder Ubaldo, und da ist deine Berta, die du heimlich liebtest, die du nach jenem Abschiedsfeste auf deiner Burg auf das Pferd hobst. Gar sehr hat die Zeit und ein vielbewegtes Leben seitdem unsere frischen Jugendbilder verwischt, und ich erkannte dich erst wieder, als du deine Geschichte zu erzählen anfingest. Ich bin nie in einer Gegend gewesen, die du da beschrieben hast und habe nie mit dir auf dem Felsen gerungen. Ich zog gleich nach jenem Feste gen Palästina, wo ich mehrere Jahre mitfocht, und die schöne Berta dort wurde nach meiner Heimkehr mein Weib. Auch Berta hatte dich nach dem Abschiedsfeste niemals wiedergesehen, und alles, was du da erzähltest, ist eitel Phantasie. — Ein böser Zauber, jeden Herbst neuerwachend und dann wieder samt dir versinkend, mein armer Raimund, hielt dich viele Jahre lang mit lügenhaften Spielen umstrickt. Du hast unbemerkt Monate wie einzelne Tage verlebt. Niemand wußte, als ich aus dem gelobten Lande zurückkam, wohin du gekommen, und wir glaubten dich längst verloren.“

Ubaldo merkte vor Freude nicht, daß sein Freund bei jedem Worte immer heftiger zitterte. Mit hohlen, starr offenen Augen sah er die beiden abwechselnd an, und erkannte nun auf einmal den Freund und die Jugendgeliebte, über deren lang verblühte, rührende Gestalt die Flamme des Kamins spielend die zuckenden Scheine warf.

„Verloren, alles verloren!“ rief er aus tiefster Brust, riß sich aus den Armen Ubaldos und flog pfeilschnell aus dem Schlosse in die Nacht und den Wald hinaus.

„Ja verloren, und meine Liebe und mein ganzes Leben eine lange Täuschung!“ sagte er immerfort für sich selbst und lief, bis alle Lichter in Ubaldos Schlosse hinter ihm versunken waren. Er nahm fast unwillkürlich die Richtung nach seiner eigenen Burg und langte daselbst an, als eben die Sonne aufging.

Es war wieder ein heiterer Herbstmorgen wie damals, als er vor vielen Jahren das Schloß verlassen hatte, und die Erinnerung an jene Zeit und der Schmerz über den verlorenen Glanz und Ruhm seiner Jugend befiel da auf einmal seine ganze Seele. Die hohen Linden auf dem steinernen Burghofe rauschten noch immerfort, aber der Platz und das ganze Schloß war leer und öde, und der Wind strich überall durch die verfallenen Fensterbogen.

Er trat in den Garten hinaus. Der lag auch wüst und zerstört, nur einzelne Spätblumen schimmerten noch hin und her aus dem falben Grase. Auf einer hohen Blume saß ein Vogel und sang ein wunderbares Lied, das die Brust mit unendlicher Sehnsucht erfüllte. Es waren dieselben Töne, die er gestern abend während seiner Erzählung auf Ubaldos Burg vorüberschweifen hörte. Mit Schrecken erkannte er auch nun den schönen goldgelben Vogel aus dem Zauberwalde wieder. — Hinter ihm aber, hoch aus einem Bogenfenster des Schlosses schaute während des Gesanges ein langer Mann über die Gegend hinaus, still, bleich und mit Blut bespritzt. Es war leibhaftig Ubaldos Gestalt.

Entsetzt wandte Raimund das Gesicht von dem furchtbar stillen Bilde und sah in den klaren Morgen vor sich hinab. Da sprengte plötzlich unten auf einem schlanken Rosse das schöne Zauberfräulein, lächelnd, in üppiger Jugendblüte, vorüber. Silberne Sommerfäden flogen hinter ihr drein, die Aster von ihrer Stirne warf lange grünlichgoldene Scheine über die Heide.

In allen Sinnen verwirrt, stürzte Raimund aus dem Garten, dem holden Bilde nach.

Die seltsamen Lieder des Vogels zogen, wie er ging, immer vor ihm her. Allmählich, je weiter er kam, verwandelten sich diese Töne sonderbar in das alte Waldhornlied, das ihn damals verlockte.

„Golden meine Locken wallen,
Süß mein junger Leib noch blüht —“

hörte er einzeln und abgebrochen aus der Ferne wieder herüberschallen.

„Bäche in dem stillen Grunde
Rauschend nach der Ferne gehen.“ —

Sein Schloß, die Berge und die ganze Welt versank dämmernd hinter ihm.

„Reichen, vollen Liebesgruß
Bietet dir der Hörner Schallen.
Komm, ach komm! eh' sie verhallen!“

hallte es wider — und im Wahnsinn verloren ging der arme Raimund den Klängen nach in den Wald hinein und ward niemals mehr wiedergesehen.

Florens.

Die Wasser-Lilie.

Ein holder Jüngling, Hespero genannt, eben wiederkommend von seinen Reisen und nun das ihm hinterlassene Schloß in Besitz nehmen wollend, verweilte sich in der Gegend desselben, bei einer doppelten Felsenwand, durch die höchst anmutig, sausend und malerisch ein schäumendes Wasser sich drängte und vor ihr nun seiner Befreiung froh, in einer gebüschreichen Ebene sich verlor. Hespero stand den Felsen und den spielend reißenden Fluten gegenüber, er konnte gar nicht ablassen hinzulauschen mit Aug' und Ohr, er schien den Gängen seines Lebens nachzufolgen, und sich dabei den vorübergezogenen Wellen wie den noch arbeitenden Strudeln gleich lieblich zu nahen. Hespero, dessen reine zärtliche Brust nur einen Wunsch der Erde abzufordern schien, sie möchte ihn ungestört lassen in seinem Verkehr mit dem Himmel, und seine selig sehnsuchtsvollen Gesänge mit ihren friedlichsten, duftigsten Blumen umgeben; Hespero hatte, nachdem er sich aus Zwang mit einer fremdartigen Wissenschaft und ihm unbekannten Menschen lange hatte beschäftigen müssen, nun endlich wiederkehren dürfen in die Schwanenkreise seiner Kunst und seiner Natur, die beide nichts bedurften als der ewigen allgroßen Natur und der Liebe, um getreu und entzückend in Gott zu ruhen und Gaben von ihm solchen zu bringen, die ihre frommen Hände kindlich nach *jenen* Regenbögen öffnen können, Blumen und Kränze von denen zu erwarten. Darum wurde Hespero so gerührt, als er den die Felsen durchbrausenden und dann so still bescheiden werdenden Wellen zustand; so hatte sein Geist den Widerstand mit Hülfe Gottes überwunden, aber das Singen hatte jede Lebenswell' in ihm in silber-

kräuselndem Gesange fortgedrängt, daß nun so reinerer Wohllaut zu trinken, so ernsteres Himmelwiederscheinen auf dem geglätteten Spiegel zu finden war. Es liegt ein schönes Leben vor mir da! rief Hespero, in die Gegend des Schlosses blickend, dann mit seinem ganzen Sinnen dem holdungeduldigen Rauschen, wie dem Glanzstaube zurückkehrend, der im aufgehenden Monde zartfarbig, gleich der Blüte des Metalls in den Flammen, um die tobenden Strudel und empor an den hemmenden Felsenstücken schwamm. Aber ein neuer Wohllaut und ein neuer Glanz, so schien es dem lauschenden Sinne, ward aufgenommen in den bisherigen, als ob ein himmlischer Schwan sich den Schwanenflügeln der Fluten anschmiegte, als ob der Schleier einer badenden Luna in die feuchten Nebel sich verwickle. Und wirklich sah Hespero, wie ein leises goldgelocktes Wesen erschien zwischen den zwei Felsenwänden, von dem sanftesten seiner Strudel durch sie hingehoben ward und dann reißend forteilte mit den die Ebene durchgaukelnden Wogen. Er hatte keinen Klagelaut vernommen, der erstaunte Jüngling, er konnte der lieblichen Erscheinung nur nachträumen, nicht drängt es ihn, sich ihr nachzustürzen in eine Gefahr; er hielt, was er gesehen, für einen Wellentanz, in dem es der Anmut des an ihm vorbeigegangenen Wesens gefiel, sich zu entfalten; die goldnen, feuchtnachschimmernden Locken selbst waren ihm als zarte Wellchen erschienen, im Wassernebel das weiße Gewand. Hespero wußte nicht, was er denken sollte, aber es beunruhigte ihn nicht, er nahm das züchtigholde Bild für eine himmlische Erscheinung hin, und wer will daran etwas auf unsere Weise klar haben? Was er gesehen, knüpfte sich so einfach dem kindlichen Gemüte an, die Sinnbilder, die er vor den schimmernden Wellen gegrüßt. Die Poesie, dachte er lächelnd und mit dankbarer Frömmigkeit, kann uns ja auf vielfache Weise zu sich und Gott ihren Quell emporheben, und ihre unmittelbarste Erscheinung bleibt ja doch ewig die Natur. Wo wir mit der Natur uns unterreden, wie ich hier begonnen, da will uns die Poesie so gern verhören nach unserem liebenden Beten und Anbeten. Dann sendet sie uns gern einen Hauch aus dem Rosenduft ihres Atems. Das sind unsere Musen. Was mir vorbeirauscht, schnell zu erfassen, weil es nicht haftet am Irdnen, das war wohl meine Muse. Noch am selben Abend erreichte Hespero sein Schloß, er ward so freudig empfangen, und empfing von seiner Seite wieder mit so genügsamem Gemüt jedes, was auf irgend eine Weise liebevoll zu seinem Herzen reden konnte; alles, was ihm untergeben war, sah nicht den gebietenden erwarteten Herrn, der recht hatte, Achtung zu fordern, sondern ein schutzengelartiges Wesen in seiner Mitte stehen, das nur um seines wundervollen Liebereichtums willen alle Herzen und Reden in schüchterner Entfernung wie im Gefühle der

Armut erhielt. Ohnerachtet nichts an ihm geringe Kraft ausdrückte, fühlte sich alles, was ihm getreu anhing, gedrungen, ihm wie einer zarten geheiligten Schönheit zu begegnen, die durch alles Rauh' und Unangenehme gefährdet sei. Hespero genoß sein liebliches Glück in der süßen Umfangenheit der Unschuldslieb' und Dichtung frei zu sein. Es war ein so schönes Schloß, freilich zu weitläuftig für den einzigen Bewohner, aber wieder weit und gangbar genug für seinen fliegenden, die Räume durchschwelgenden Geist. Was ihm vorzüglich anziehend erschien, war ein kleiner Umschluß schlanker Gäng' und umblumter Schattenplätze mit einschmeichelnden Bänken, der von den übrigen Gärten und Seitenräumen des Schlosses abgesondert lag, und gegenüber eine sehr lieblich gelegene Mühle hatte, so daß zwischen ihr und dieser ein kleiner Fluß ging, der jenseits dicht vor der Mühl' ein kleines Wiesenufer berührte. Die Räder der Mühle, die hineinsausen in den vorüberglänzenden Fluß und üppig wogende Kaskaden bildeten, standen gegen den obersten dieser laubreichen Gänge zu, wie auch der schräge Teil des Mühlhauses, das recht wohlhabend anzusehen und so gemütlich bewohnt und belebt war. Auf der kleinen Wiese ward öfters gebleicht, es erhob sich auch eine niedliche Laube darauf und immerwährend war liebliche, bilderartige Geschäftigkeit zu sehen; mit einem Wort, Hespero saß ganze Stunden an dem Wehr, das weiter oben das Wasser eiliger den Rädern zutrieb, und wenn er auf der rundgebogenen Bank der Mühle gegenüber ruhte, war ihm alles Lesen, auf sein Buch, oder auf die Mühl', oder in seine beruhigte, sanft verlangende Seele sehen, die so gern aus allem eins ward, was sie ansprach, und zu dem einfachsten, so wie es lieblich war, mit still lodernder Begeisterung hingezogen wurde.

Oft war es dem immer ahnungsreichen Hespero, als erhebe sich bisweilen an einem oberen Fenster der Mühle, über den daselbst aufgesetzten Blumen die schönere rührendere Blume eines schmeichelnden, schüchternen Köpfchens, aber so flüchtig war solche Erscheinung, daß Hesperos überdem etwas blödes Auge nie Zeit hatte, das Aufblühende von dem ihm Verblühenden recht zu unterscheiden. Er konnte dem Drange gar nicht widerstehen, diesem Hause, das nicht mehr zu seinem Gebiet gehörte, einen Besuch zu machen, zumal da er nach einigen Wochen mehrere seiner Leute dort aus- und eingehen sah und ihm die ziemlich junge, immer so wohlansehnlich aussehende Müllerin und ihr ältlicher schlichter Ehemann nun selbst bekannt worden waren.

Eines Tages im Abendduften, den Hespero sonst gern im Wald begrüßen mochte oder unter den hohen Alleen seines Schlosses, bog er nach der Mühle um und sagte der eben heraustretenden Müllerin, er käme sich eine von den Blumen zu holen, die er dort an dem Fenster

für ihn so unerreichbar duften sehe. Wer empfing das kindlich liebe holde Wesen nicht gern, ja wer wäre säumig gewesen, ihm das Schlankste darzubringen aus dem Eigentume, das sein gestirn- und taubenartiger Flugweg berührte? Nicht jeden hebt ein himmlischer Anhauch zu verwandter Flucht, aber jeder Sinn erklärt ihn doch zu seiner Gunst und preist seine Güte, seine Milde. Hespero betrat freundlich das Gebäude, und während ihn die Müllerin einlud, einstweilen in die untere Wohnstube zu treten, sie aber die Stiege hinaufging, wahrscheinlich um irgend etwas zur Ehrung des Gastes herbeizuholen, ward Hespero vom Klappern und Treiben des Mühlwerks so einnehmend betäubt und ließ sich willig hinein und fortziehen in die Betäubung, daß sich ihm das Tun und Sprechen der Frau mit dem übrigen Sausen zugleich undeutlich und doch auch wie bekannt und mühelos vernommen werdend vermischte, so daß er, ohne daß sie selbst über dem Geräusch es bemerkte, der Müllerin steigend nachfolgte und nun dicht hinter ihr in die Stube kam, die sie öffnete. Die Stube schien so reinlich geweißt und so ganz einfach, damit sich das Wunderbare, was ihm darin begegnen sollte, ohne alle Störung zeigen konnte. Denn er sah eine gefällige junge Gestalt, die sich bog und leicht einherbewegte durch das Gemach, Blumen vom Fenstergitter nehmend und sie um sich zerstreuend über den ganzen Boden der Stube hin. Das Antlitz war nicht den Eintretenden zugewandt, und so wie sich Hespero merken ließ, schien ihm auch die Hoffnung des Sehens verloren gehen zu sollen, das zarte Geschöpf, dessen über den Nacken spielende Goldlocken er bewunderte, tauchte unter einen über dasselbe wegrauschenden Vorhang, der die Kammer von dem Gemach zu trennen schien. Cölestine! Cölestine! rief die Müllerin der Entfliehenden in heiterer Bitte nach, ward aber im eignen Nacheilen von Hespero angehalten, dem sie auf seine Fragen höflich doch wie bedeutsam berichtete, Cölestine sei eine Anverwandte, die seit einiger Zeit bei ihnen Zuflucht gesucht habe, und auch in dieser Mühle gern gesehen sei, indem sie anmutig helf' und diene und alle kleinen Freuden erhöhe. Warum scheuen Sie sich vor mir, liebes Kind, rief Hespero mit seiner seelenvollen Stimme gegen den Vorhang; glauben Sie mich schöner empfangen zu können, Sie heißen mich ja hier wahrhaft auf Blumen wandeln! — Cölestine trat bescheiden lächelnd aus dem Vorhange heran, so daß er halb über ihr schweben blieb; die weichgeringelten klargoldenen Haare waren nun einem schwarzen Samthäubchen angelehnt, das sie schnell aufgesetzt hatte und das unter dem kleinen zarten Kinn recht reizend gebunden war. Hespero konnte sich nicht satt sehen, alle Züge waren so weiß und wie von Rosenwölkchen angehaucht, ein trauliches Aug', eine wie herabgebogenen Engelswangen schmeichelnde

Stirn, alles auch die nicht hochragende Gestalt des wie dankend und bittend vor ihm ruhenden Wesens, zugleich so unbefangen und bedeutsam; Hespero meinte, daß ein schönes Kind ihn anlächle und alle Kinder hatten ihn gleich so lieb, er spielte mit ihnen, und sie konnten wieder mit ihm spielen. Diese beiden lieblichen Wesen schienen nur dadurch in ihrer Unterredung gehemmt zu sein, daß die auf andere Weise einfache Müllerin gegenwärtig war. Das machte auch, daß Hespero ein wenig verlegen war und nur seine Bitte um einiger dieser Blumen wiederholte. Die Müllerin trat mit einem vollen Strauße vor ihn hin, den sie schnell zusammenfaßte; Cölestine nahm aus einem niedlich gemachten Glas eine Wasserlilie, mit der sie sich lächelnd und mit niedergeschlagenen Augen neben die Müllerin stellte. Das ist meine Blume, sagte sie leise, das ist alles, was ich geben kann. Hespero betrachtete das durchsichtige Lebensgeäder der Blume, dessen blaue Linien der Himmel selbst gewoben zu haben scheint. Es soll mir von nun an eine liebe Blume sein, sagte er dabei und hielt die duftig glänzende Iris still fest vor sich hin in der Hand, gleich wie ein frommer ländlicher Jüngling nach der Kirche geht. Den Strauß der dienstfertigen Müllerin faßte er mit der anderen Hand an, und nicht rührte die Blume Cölestinens an denselben.

Hespero ging so voll gerührt und angenehm bewegt nach dem Schlosse zurück, wie man sich fühlt, wenn ein Maler oder Dichter etwas aussprechend getroffen hat, das sich längst in uns nach der aufgeblühten Deutlichkeit entgegendrängte. Daß Cölestine diese Iris, die er sorgsam ins Wasser stellte und die er unter dem Namen Schwertlilie seit seinen frühesten Jahren her geliebt, Wasserlilie benannt hatte, war ihm minder befremdend als vertraulich; wie er des Abends im Mondenschein in seine Zimmer zurücktrat, glänzte sie in dem bebenden Silberlichte wie feuchtschimmernder Staub, da gedachte Hespero unwillkürlich, wie er neulich vor dem Wasserschimmer an den zwei Felsen gestanden, und gleich einer schüchternen flüchtigen Flut ward seine Seele mit diesen träumerischen Bildern eins. Und wie man in den Gesang belauschter Bäche eine nahende Stimme hineinreden hört und sich zwischen beiden süß verwirrt machen läßt; lehnte sich Hespero mit all' diesen Ahnungen nach den Liedern vor seinem Fenster herab, wo er folgendes singen hörte:

Du gießest nun, o Mond, dem Silbersprühen
Der von Ophelien fliegenden Fontänen
Dein Fließen zu, und willst dort mit den Schwänen
Um ruh'nde Wasserbogen auferblühen.

Dir glich, o Mond, mein bittendes Bemühen;
Ophelien anzulächeln, durft' ich wähnen,
Nun laß ich, ihr zu bergen meine Tränen,
Die Gärten, die der schönen Zaubrin glühen.

Weh', daß ich euch, ihr Haine, je betreten!
Denn wie ich seufz': euch kann ich nicht mehr lassen,
Hör' ich Ophelien singen: Du mußt scheiden!
Ach, wohnt so mächt'ger Duft bei Sternenbeeten,
Daß, die ihn schlürfen, sel'ger Tod will fassen:
So laßt doch hier den Schmerzenstod mich leiden.

Hespero war von Mitleid wie von einem ihm nachziehenden Wohllaut ergriffen. Er verließ sein Schloß und schlich sich an die flüsternden Bäume, zu denen die Gestalt des so schwermütiges Singenden gelehnt war. Wieder gerührt wurde dieser und es barg sich sein Geseufz wie zu unsichtbaren Blumen hinein, als Hespero nun seine sanfte Stimme hob und ihn aus dämmernder Ferne wie eine von seinem Seufzen bewegte Aeolsharfe anfang: Nicht daß ich um dein Leiden, du einsam Klagender, wüßte, noch daß ich die Tränen trocknen wollte, die ja als himmlische Perlen mit Uranien selbst geboren wurden, da sie dem Meer entstieg, aber laß dich von meinen Bitten erinnern, daß jedem noch so Liebeverwundeten herrlicher Trost bleibt. Denn die Geliebte mag immerhin unempfindlich sein und mag es nicht begreifen, wie du ihrer Schönheit huldigst, die der damit Begabten selbst unbegreiflich sein muß, weil sie sie zum lieblichen Venusdienste nicht anwendet; daß du dich aber labst an ihren Schönheitslinien, welche Strahlen sind, und am Ton, am Reden ihrer Stimme, an der Hoheit ihres Ganges, das kann sie den Bäumen so wenig als dir verwehren, nun aber ist mein Glauben, was ein redender Mund hingibt von den Gedanken der Seele und was ein Auge wegstrahlt über die Außenwelt. Das geht als ein Teil des redenden Wesens in die Seele des Hörenden und Schauenden über, so muß dir denn ein Teil des geliebten Wesens nach dem anderen zum Geschenke werden, und wenn immerhin ein jeder als ein verwundender Pfeil eindringt in deine Brust, so bleibt er ihr alsdann, und sage mir nun selbst, ob es nicht der höchste und göttlich heiligste Wunsch der Liebe ist, ganz vereinigt zu werden mit dem, was sie über allen Ausdruck anbetet. Der Unbekannte hatte mit Vergnügung zugehört; er näherte sich jetzt und rief aus: Hespero, mein Freund, so führen uns die Flügel des Gesanges einander aufs neue zu? — Eben so angenehm überrascht und beschäftigt wurde Hespero, da er den früher gekannten Timbrio hier unter den Bäumen seines Schlosses und im Monde wiederfand. Auf einem Schlosse nicht allzufern dem deinen, hub Timbrio zu reden an, wohnt die einige Gestalt der mich grausam beherrschenden Ophelia. Denn wie ich hingenommen bleibe von diesen Reizen, ja mit jeder Huldigung neuen Drang fühle, mein Entzücken in Liebkosungen und begeisterter Heilighaltung auszudrücken, ihr war, was ihr an mir gefallen hat, wie schneller flüchtiger Rausch, dessen holde Beschämung

bereits vergessen ist, ja sie liebt mich nicht mehr, ich bin ihr von ganzem Herzen verhaßt, und was mich mehr denn alles quält, ist, daß ich ihr Gemahl bin und sie in diesem Namen nur immer neuen Anlaß findet, meiner überdrüssig zu werden. Es ist mir daher ein wahrer Trost zugesendet, indem ich hier dich, Hespero, entdecke, versprich mein Gefährte zu sein und mich in deinem Umgange Zerstreuung finden zn lassen, vor allen Dingen willige sogleich ein, mich morgen früh auf Opheliens Schloß zu begleiten, wo du besser sollst empfangen werden als ich. Dagegen, antwortete Hespero teilnehmend, begleitest du mich jetzt auf dies mein Schloß, wo wir bei Blumen, Gesang und Wein den übrigen Abend verbringen, dann einschlummern und vom Monde bewachen lassen wollen. Und so folgte den anderen Tag das der von Blumen geküßten Schäferstirn ähnliche Gemüt dem Rufe Timbrios, sie begrüßten beide das schon von weitem viele Zaubereien verkündende Schloß. Da sitzt sie in einer ihrer Verzauberungen, und man soll widerstehen! sagte Timbrio zu seinem Freunde, wie sie den Garten betraten und sich ein Tempel zeigte, dessen Säulen Rosenbäume waren und dessen Kuppel sich aus einer in die Rosenbäume verschlungenen Jasminlaube zusammenflocht. Ophelia saß in einer sehr umblühenden (sic!) Schäfertracht und empfing den nahenden Timbrio ebenso freundlich als gütig und schnell einnehmend den ihr um seines Freundes willen übelwollenden Hespero. Er mußte gestehen, daß sie sehr liebenswürdig und sehr innig sein konnte. Es vergingen nur wenige Tage, da wurde Hespero immer zuversichtlicher der Meinung, die Schuld müsse an Timbrio liegen, Ophelia sei der Liebe wahrhaftig geweiht. Sie war immer, wo Hespero wandelte und schmeichelte dem willigen sorglosen Kinde, das den Ernst Timbrios wie eine Störung zu scheuen begann, und sich immer ungeteilter auf Opheliens Seite wandte.

Und Timbrio wollte das von beiden sonst so uneinigen gleich geliebte schuldlose Kind nicht verscheuchen aus seinen neuentdeckten und auch sogleich mit den inbrünstigen Armen umkränzten Hainen; er für sich wählte die Zypressengänge des Gartens, und wie ihn da der einst auch einsam gehende Hespero antraf und ihn um sein Meiden befragte, antwortete Timbrio: werde nicht irre, Hespero, weder an dir noch an mir. Genieße die Gunst, die dir widerfährt, o, dich kann ich nicht beneiden, sondern nur würdig finden, aber möchte meine unglückliche Eifersucht in dem Gedanken Ruhe finden, daß ich mit keinem Wesen als dir, du reines und herzlich gutes, die Beglückungen Opheliens teile. Hespero fühlte sich wohl gestört durch diese ihm geltenden Worte, aber die Rückkehr in Opheliens Zauberkreis machte seine volle Kindesseele wiederkommen in die fromm versunkenen Augen, er wandelte wieder gleich

beseligt zwischen beiden hin. Nach vielen Tagen ward es nötig, daß Hespero einmal sein Schloß besuchte, und er eilte wie auf geflügeltem Roß, schon der Rückkehr einzig denkend. Alles, was er dort verlassen, lag ihm nur noch als Dämmerung zurück, der er vorausgeflogen in den vollen Morgen. Und die Mühle lag immer noch in ihrer Ruhe da wie ein williges Geschenk. Die Wasserlilie fand Hespero vertrocknet, aber ganz erhalten an seinem Fenster stehen, und indem er sich vor ihr wie sanft beschämt auf ihren ihn einst so ganz erfüllenden Duft besann, schlug etwas ganz leise und ehrbar an das Fensterglas. Hespero sah eine weiße Taube, die einen Myrtenzweig im Schnabel hielt. Schnell macht er auf, die Taube ließ den Zweig auf das Fenster fallen und rauschte schüchtern fort. Hat Ophelia solche Tauben? fragte sich Hespero. Am Myrtenstengel war gleich seiner Blüte ein Blatt mit diesen Worten befestigt: „Armes Kind, Du glaubst treue Liebe gefunden zu haben. Ach, mir tun die Schmerzen weh, die Du bald empfinden wirst. Ich will Dich geliebt sehn, wie Du liebst, weiter sonst will ich nichts.“ Hespero war wehmütig, daß man über alles Holde, dem man sich vertraut, Zweifel der Sorgfalt hören müsse. Sie will wohltun, diese Sorgfalt, dachte der Jüngling, und sie verwundet tief ein hingegebenes Herz. Er ließ das Blatt bei der Lilie liegen und eilte wieder fortzukommen, damit die Störung überwunden, keiner neuen Zeit gelassen werde. Ophelia wartete seiner mit Ungeduld und weil sie in Hesperos Gegenwart mit Timbrio freundlicher war, erbat sich auch dieser den lieblich Wandelnden zurück.

An Ophelia bemerkte Hespero manchmal eine schnell aufsprossende und schnell abgebrochene Traurigkeit. Einst vertraute sie ihm den Grund derselben. Timbrio war neulich abwesend, sagte sie, ich befand mich mit einem jungen Mädchen, die meine Schwester ist, auf jenem Canale, den Sie gesehen haben und der in der Nähe einiger Felsen endet, in dem die Alleinherrschaft eines ihn aufnehmenden Flusses anfängt. Es erhob sich der Sturm und trieb unser Fahrzeug bald an dieses, bald an jenes Ufer, bald an bösartige Steine; scherzend war(en) wir allein hineingesprungen in das kleine Schiff, reißend trieb uns die Gewalt der sturmschlagenden Wellen, uns konnte niemand nach; durch eine unglückliche Bewegung, die ich machte, kam meine Schwester ins Schwanken, stürzte hinaus und ging so unwiederbringlich mit den selbst fortgerissenen Wellen verloren, daß sie nicht wieder gefunden worden ist und meine Unvorsichtigkeit mich bewogen hat, meinen Schmerz geheim zu halten. Ich habe sie gesehen, so war sie es, rief Hespero, sich auf die Erscheinung an den Felsenwänden besinnend. Aber Ophelia wurde so still und so erschreckt bei seinen Worten, daß er sie nun bald verließ,

um das aufgeregte Gefühl nur frei wallen zu lassen. — Er ging nach abgelegenen Plätzen des Gartens und kam endlich an einen, wo Timbrio tief in Gedanken saß. Hespero erwähnte ihm, was er soeben erfahren. Was für mich das Betrübendste war, entgegnete Timbrio, hat Ophelia weislich ausgelassen. — O, sie besinnt sich auch nicht mehr darauf. Das Unglück geschah in jenen Tagen, wo hier ein fremder Jüngling war, der Ophelia durch seine Reize wahrhaft wahnsinnig machte, so daß sie nichts sah und hörte als ihn, ich aber, zu schwach, ihren Willen zu beugen, mich empört und unmutig entfernte. Ohne ihn wäre alles nicht geschehen. O, setzte Timbrio bebend hinzu, du kennst noch nicht Opheliens Heftigkeit und den Unbestand ihrer Gefühle.

Bald nach diesen Worten verließ Hespero den Betrübten, denn es wollte ihm wahrscheinlich werden, daß der seltsame Vorgang mit der Taube von seinem Freunde Timbrio herrühre. Aber zugleich begann das Schicksal der von den Fluten Fortgetragenen reizend nachzuziehen; schon die Vorstellung, daß sie Ophelien gleichen möge, weckte sein ganzes Teilnehmen auf, und dabei ward ihm die Wasserlilie wieder wie vorduftend, und ihm erglänzte jede Woge von neuem, die jene Gestalt im Monde vor ihm hingezaubert hatte. Was ihn aber mehr bewegte und wehmütiger anrief denn alles, war der Gedanke, Ophelia sei nicht das vollkommene liebende Wesen, als das er sie anbete. So trübsinnig wankte Hespero weiter, bis er endlich sah, daß er unter den hohen Linden am von ihnen überdämmerten Canale hinschritt. Ophelia war ihm nachgegangen; sie erreichte ihn am Canale, aber wie erschrak Hespero, als sie plötzlich in die Reden ausbrach: Hier war es, hier hab' ich sie hereingestoßen! Ach, er sah nur auf sie mit allen seinen Blicken, ich war nichts; da ergriff mich der Wahnsinn, ja, an dieser Stelle erfaßte er mich, sie mußte hinab. Erbleichen Sie nicht vor mir, Hespero, fuhr Ophelia fort; sie ist am Leben, sie hat mir Nachricht gesendet, daß sie lebt; aber wo sie sei, das birgt sie mir, ich habe dem holden Geschöpf zu viel Furcht und Mitleid eingeflößt. Hespero zog sein Tuch hervor und verhüllte sich. Nicht um sie, rief Ophelia, Hespero, nicht um sie diese Tränen, um mich, um mich! Um beide zugleich und auch mich, erwiderte Hespero, und wie sie ihn immer zurückhalten wollte, er floh den Gebüschen zu und barg sich in ihren Schattenwellen, wie sich der Mond vor der wechselnden Sonne wendet. Dort blieb er stehen, und es war, als ob er zurückhören müßte nach Ophelien. Nun wendet er sich von mir! klagte sie. Was hab' ich ihm denn getan? Ich liebe ihn mit meinen Gedanken, ist auch das für ihn und Timbrio ein Joch? Beide beschuldigen mich der Unbeständigkeit; ich lese das in allem, was sie tun. Werd' ich es sein, wenn ich einmal ungetäuscht gefunden habe?

Der schuldlose, reine Hespero kann nicht täuschen. Nichts wird mir sein Bild entfernen, und schon entfernt er das meine von sich. Aber in Hespero schien nichts mehr zu sein als Klage. Er fand Ophelien schuldig und betrauerte sie; er fand, daß er seinen Freund beleidigt und hintergangen habe, Timbrios Geschick machte das unendlichste Mitleid in ihm rege; er fühlte endlich, er werde Ophelien und den armen Timbrio fliehen müssen, um nicht zu vergehen. Das reine Gemüt war ebensowohl von seiner unbefangenen Güte, als von holder Eitelkeit in Opheliens Kreisen festgehalten worden. Nun gingen Anteil und Reue Hand in Hand. Da Hespero an der einen Seite des Kanals einen kleinen Nachen erblickte, so nahm er das Ruder desselben und ließ sich dann auf dem Nachen über die Flut dahintreiben. Der Nachen flog; ihm war, als eile er der Entschwundenen nach, als werde sie für ihn zu erreichen und zu retten sein, und zugleich war ihm der silberumgebene Flug wie eine Flucht vor dem, was ihn bisher gehalten hatte. So kam Hespero bis an den Ort, wo sich der Kanal in den kleinen Fluß ergießt. Die Sonne war unter, wieder schien der Mond, sein zierliches Halbhorn auf eine weiße Wolke stellend, und Hespero hatte die beiden Felsen vor sich, Abend und Traum, alle zwei umdämmerten ihn immer vollkommener. Er überließ dem Canale den leicht schwankenden Nachen und bog sich kletternd um die beschäumten Wände herum, bis er wieder da stand, wo er einst die Bilder seines Lebens betrachtet hatte. Und ganz wie damals sollt' ihm werden, da er nun aufblickte. Denn er sah ein weißes liebliches Wesen um die Felsen herumgehen, es blieb dann, dem Canale nachschauend, stehen, und es sagte: O du trägst mich nicht wieder, aber wenn ich nur die Einzige bliebe, die du hintergehst! Mir ist es um Hespero. Ich gönne Ophelien ihr Glück und will es weiter nicht stören, ruhiger und unbeneideter fließen nunmehr meine Tage hin; aber Hespero, das liebe, gute Herz! Es ist in ihrer Gewalt und wird viel Schmerzen erfahren müssen; denn sie liebt und haßt ja doch alles nur aus Ueberraschung und zerstörendem Wahnsinn.

Da nahte sich Hespero langsam, wie man einer Libell' auf des Wassers Rande naht, und breitete seine beiden Arme aus. Er erkannte Cölestinen, die auf den Wogen ihm Vorübergeblühte, und er warf sich kniend vor seinem Schutzgeist seiner Muse nieder. Ihm verdeutlichte der Mond die lieblichen Züge, wie niedergebogen zu der schüchternen Wasserlilie, umschloß der Kniende mit seinen zärtlichen, schmeichelnden Armen das himmlische Kind, und Cölestine schien in ihnen Rettung zu suchen von neuem vor den Fluten und Ophelien furchtsam; er aber verbarg seine glühenden Wangen im goldenen Schäumen der über ihm zauberisch niederfließenden Locken, so daß die klare Flut die beiden kind-

lichen Angesichter wie zum Ineinanderspiegeln empfing. Beiden war es, als hätte diese schöne, reine Stunde kommen müssen, und so nahmen sie dieselbe gleich der Erfüllung eines schweigenden Gebetes hin. Nun bin ich geweiht, sagte Hespero, von den Felsenwänden und dem bewegten Silberglanze Abschied nehmend; nun will sich mir alles zum Gesange wandeln, mein Herz und Geist, wird Cölestine, du zarte Muse, zur Harfe durch dich und für dich. Ja, ich bin dir geweiht, ja, wir sind beide der Liebe geweiht, antwortete Cölestine und wies ihm die Taube, die, ihre Herrin suchend, über ihren Häuptern schwebte. Seitdem wußte Hespero, daß jene blendende Erscheinung damals an seinem Fenster eine Taube der Liebe gewesen war. Und von nun glichen sie selbst zweien Venustauben, diese lieblichen Liebenden; und um ihr Lebensatmen strömte 's gleich blaurosiger Luft, und in der Harmlosigkeit goldener Zeiten durchflatterten, durchschauerten sie die schönen bräutlichen Haine, in deren Bezirk das Schloß und die Mühle wie ein Alabaster- und Jasminlaubtempel sich erhob.

Nachdem nun Hespero auf diese Weise den Gärten Opheliens entschwunden war, wollte sich anfangs diese gar nicht dabei beruhigen, daß Timbrio ihrem unruhigen Fragen zurückhaltend entgegnete: Gönne dem armen Hespero, Ophelia, daß er uns meidet. Nur was das innige Wesen, Glückliche oder selig Betrübte um sich hat, kann und will es sich entfalten. Wir haben ihn beide von uns abgeschreckt. Bald darauf belebte neuer Besuch die von Hespero zurückgelassenen Haine. Klagend kehrte Timbrio in seine Schattenirrsale heim, wo gleich stillfließendem Metalle dünne, laubbestreute Bäche unter dem selten die Luft zu (n)eigenden Laube hinflackerten. Auch Hespero wurde vergessen, Ophelia verlor sich in der Betrachtung eines neuen Gegenstandes. So saß Timbrio einst, und Ophelia ging nachdenkend vorüber; sie schien so einsam zu wandeln, um in sich selbst hineinzublicken. Ja, ich bin ein schwaches, verhaßtes Geschöpf, sagte sie vor sich hin; ja, ich muß mich selbst beweinen. Nichts bleibt mir gewiß, woran ich mich, noch so um Dauer bittend, halte; in einem Taumel nur umfaßt' ich alles, in neuem Schwindel laß ich es los, schneller als fließend gemachtes Metall; den Flammen entnommen erkaltet und erstarrt, vergaß und verweis ich von mir, was ich fortreißend umglüht; ach, daß mich doch eure Augen alle, ihr Jünglinge, flöhen, und mir jeder freundliche Mund verstummte; nur so könnt' ich Einem bleiben und immer wiederkommen zu ihm. Timbrio ließ Ophelien vorübergehen, ihre Worte hatten alles erstickt, was er reden konnte; aber er entschloß sich, fortzufliehen aus diesen Räumen, die ihn zu seinem Unglücke in den blendenden Zaubern erhielten; vielleicht daß ihm anders und freier zu Mut werden würde, wenn er endlich einmal entschlossen

den ihn quälenden Abschied sagte. Wohin aber konnte er anders seine Zuflucht zu nehmen denken, als zu dem liebevollen, tröstlichen Hespero? So eilte er denn den Bäumen zu, worunter ihn dieser neulich hatte klagen hören, aber heute kam ihm keine Antwort unter den Zweigen entgegen. Er schlich hin und her; endlich kam er in jenen sonderbaren Laubgang, welchen der kleine Fluß von den Räumen der Mühle scheidet. Timbrio ergötzte und beruhigte sich wunderbar, hier verweilend; die ganze Mühle war festlich erleuchtet, und in das durch die Nacht sanft hinsausende Treiben der Mühlräder sprach Musik, herkommend aus der Mühle, wie ein fröhliches Herz hinein. Timbrio verflocht sich mit den Armen in die um ihn flüsternden Bäume, und mit dem Gedanken in alles, was ihm dort gegenüber zum stillen, goldenen Gruße ward. Die Musik schwieg endlich eine Weile, Timbrio wollte schon anfangen, sie schmerzlich zu vermissen, da kam sie ihm mit einem Male näher; die Tür der Mühle ward von herauskommenden Lichtern und Fackeln hell, so daß Timbrio sehen konnte, wie sie mit grünen Gewinden überhangen und der Boden vor ihr mit Blumen bestreut war; er überzeugte sich nun wohl, daß hier drinnen eine Hochzeit gewesen war, und lehnte sich hin, dem zum Vorschein kommenden Zuge mit den Augen zu folgen. Voran schritt die Musik und bog von der Mühle rechts nach einem schmalen Pfade um, der am Flüßchen aufwärts das Wehr umging; der Musik folgten Jünglinge und Mädchen, alle mit Kränzen bedeckt und Kerzen tragend; wo nun das Licht am vollsten wurde, da zweifelte Timbrio nicht, werde die heimgeführte Braut gehen; er sah auch diejenigen, die er für das Brautpaar hielt, in anmutigen Schäferkleidern blühend schreiten; aber wie groß war sein Erstaunen, als diese beiden nun vor dem Wehr hinschritten, welches, von den vielen Lichtern beschienen, doppelt hellen Schimmer auf die Ziehenden warf und er seinen Freund Hespero mit der Schwester Opheliens erkannte! Die Liebenden verweilten bei dem Wehre und schienen sich bei ihm an etwas zu erinnern; Timbrio aber wußte nicht, wohin er gekommen war, ihm kam es vor, als wäre nun sein neulich hier gesungener Wunsch erfüllt, ihn hätten die Sternendüfte berauscht und ihm wandelten nun schon die ewig schönen Seligen entgegen.

Wie nun Hespero und Cölestine das heitere, liebliche Schloß zu bewohnen anfingen, fing auch Timbrio, bei ihnen verweilend und ihren Blütengaben die Leere seines Herzens vergessend, wieder zu leben und zu hoffen, man kann sagen, zu schlummern und zu träumen an. Er konnte selbst die Aenderung nicht fassen, die in ihm vorgegangen war, daß es ihm nämlich möglich wurde, es hier ohne Ophelien auszuhalten. Die Furcht vor ihrem Wiedersehen verwandelte sich allmählich in ein lieblich bräutliches Sehnen und Bangen nach ihr, als hätten sie sich

neue, schüchterne Geständnisse zu tun. Hespero und Cölestine sagten nichts über den Zustand ihres Freundes, aber sie glaubten still, die Liebe, die sich unter ihnen mit so sanften, heiligen Flügeln niedergelassen habe, fasse auch den ihr so leichten Entschluß, an dem leidenden Herzen Timbrios ihre Wunder zu üben, und sie würden ihn noch lächeln sehen. Zweifle und verzweifle nur keiner an der Liebe, sprach Hespero allenfalls; nur glaubend wird ihr Göttliches begriffen, ihr den Sinnen Unergreifliches, und sie muß bewahrt werden, wie sie errungen ward, glaubend. — Einmal war Timbrio allein lustwandeln gegangen, und wahrscheinlich hatt' er sich nach der Gegend seines Schlosses gewendet; da erschien Ophelia, wo Hespero ging, die ihm vorausgeeilte Cölestine zu suchen, und Ophelia beklagte sich sehr und mit zärtlich heftiger Traurigkeit, daß man ihr den ihr gehörigen Timbrio hier zurückhalte und einsam ihre Tage hingingen. O Liebe, rief Hespero aus, und setzte lächelnd hinzu: Hab' ich es nicht vorausgesagt? Wer möchte fragen, welche Ahndung den vereinsamten Timbrio früher von seinem Lustwandel zurücktrieb? Er betrat die Plätze, wo herum sich Opheliens Klagen ergoß. Sie flog ihm entgegen. Er lag ihr trunken zu Füßen. Und wie sie ihn erheben wollte, schwebte Cölestine hinter dem Knienden und hielt ihre Arme bereit, die reuige Schwester zu empfangen. Daß die verloren gegebene Cölestine ihr erschien, vollendete Opheliens Herzensrührung und Timbrios entzückende Gewißheit. Hespero nahte und wob um alle drei ein schmeichelnd goldenes Netz mit seinen Armen. So verdankt es Timbrio seinem Freund und der Sehnsucht zunächst, daß ihm Ophelia wieder freundlich war, und wer mußte nicht über ihre Reue ihre Schuld vergessen? So oft seitdem unter diesen beiden eine neue Störung eintreten wollte, flüchtete das ein' oder das andere zu Hespero und Cölestinen, und wie etwas unverletzlich wird, auch das Schuldige, wenn es einen Altar umarmt, so wurde die Sehnsucht Opheliens auf solche Art immer in Schutz gebracht; dem aber ist nichts unwiederbringlich verloren, der nur die Sehnsucht nicht verliert. Loeben.

Novelle für das Frauentaschenbuch.

S.[1]) wo anders. Ein französischer[2]) Offizier hört im Dorfe (Birkwitz) von dem wunderschönen Fräulein, wie sie streng alle herausschmeißt. — Nun Beschreibung des Fräuleins. S.[1]) wo anders.[3]) Ihr

---

[1]) Vermutlich Siehe.

[2]) Am Rande mit anderer Tinte nachgetragen: „Der König ist schon verjagt. Der reitet und sieht ein Schloß und Fräulein. Er macht franz. Spaß und denkt nicht, daß es ihr unwohl (?) ergeht."

[3]) Am Rande mit anderer Tinte nachgetragen: „Schloßgarten in Tost."

Vater ist der Papa. — Sie hat schon lange einen sanften, guten Liebhaber (Antonio), den sie aber weiter nicht liebt. Auf einmal mitten in Schießen und Tumult kommt der französische Offizier aufs Schloß, schön, den Roßschweif wild ums Gesicht hängend. Sie verliebt sich plötzlich in ihn. Sie sucht ihn rührend, aber ungeschickt, zu bewegen, zu den Spaniern überzugehen. Aber er ist echt französisch und sucht sie nur herumzukriegen, recht im Gegensatze ihrer tiefen, romantischen Liebe. Sie weist ihn immer stolz, aber sehr liebevoll ab. Endlich, da alles umsonst, lacht er sie aus, ersticht ihren Vater (ihr Liebstes), das Schloß brennt in dieser Affäre ab. Nun wird sie stumm und geht mit ihrem Liebhaber in alle Welt, der darüber sehr froh, aber nicht weiß, was sie eigentlich will. Sie ziehen ins Gebirge, auf einem Flusse 2c. Da muß der Antonio alte Lieder singen. Dann schickt sie ihn voraus fort nach einem fernen Walde, da man schon fern die Biwakfeuer der Franzosen sieht, zieht sich als Bauernknabe an, geht mit Lebensmitteln ins Biwak (erschreckliche Gruppen wie bei Torgau). Sie verkauft, leidet alle Possen still, findet endlich ihren Offizier und lockt ihn aus dem Biwak, da sie sich als Mädchen verrät und er sehr verliebter Natur ist. Sie zuckt bisweilen im Gesicht und geht still. Er sagt: Du kommst mir so bekannt vor 2c. Endlich draußen in der Nacht zieht sie einen versteckten Degen, er muß auch ziehen und sie ersticht ihn im Zweikampf, da er verwirrt über ihre Erkennung. Dann weint sie das erstemal bitterlich, reitet darauf mit ihrem Liebhaber zu einem Nonnenkloster. Die Sonne geht auf. Sie schickt Antonio in den Krieg zurück und geht ins Kloster.

Roman: Marien Sehnsucht.

Wunderbarer Garten mit Alleen und Wasserkünsten. Fräulein mit jungen Rittern. Abschied bei seltsamem Mondschein. — Das Fräulein weinend. — Anfang vielleicht die unendliche Frühlingssehnsucht, wie unten die weiten Wälder und Ströme und der blaue Himmel und lange Straßen, auf denen Ritter blitzend ziehen und Kaufleute. Zurückkehr in die Stadt, als wäre alles hinausgezogen, so leer. Traum: Entweder weite Hügel und Wälder, duftig zerschmelzende Abendröte oder dunkele Gegend, darüber grüne, rote und blaue Funkelscheine schießend und zitternd. Wenn diese die Blumen berühren, klingen sie vor Sehnsucht und schwimmen als Sterne mit, fallen wieder auf die Erde und werden wieder zu Blumen, die schnell in den Lichtstrom wieder aufwachsen, von der Sehnsucht des Kusses gezogen und wieder zu Sternen werden, und so ist Er von den Scheinen erleuchtet. Wie alte Freunde und Bekannte

ziehen auf langen Straßen hinunter. Ich frage sie, wohin? Doch sie wenden sich nicht. Die Ströme lösen sich in der Ferne zum Gesang auf. Und aus der Ferne ruft es immerfort, wie eine Geliebte. Keine Worte in dem Rufen zu unterscheiden. — Er legt sich ermattet am Bergeshange nieder, vor sich blaue Berge. Heißer Mittag. Schillerndes Weben des Sonnenreichs um die blaue Ferne. Biene sumsen. Langsame Erinnerungen an längst vergangene Zeiten. Schlummer. Rauschen des Waldes. Ueber ihm wanken die Blumen hin und her, als wollten sie ein buntes Netz über ihn weben. Das schimmernde Tal löst sich, vor seinen geschlossenen Augen noch immer stehend, auf. Hierher der kurze Traum von den auf und nieder tauchenden Gestalten (das in meiner Brieftasche). Eine wohlbekannte Stimme scheint ihn bei seinem Namen zu rufen. Er springt auf. Doch alles einsam. Unterdes Abendrot angeglommen und kühle geworden. Ermattet. Die Abendstrahlen, die über die Tannenwipfel schießen, erfrischen ihn. Im Walde unten singt ein Vogel, den er noch nie gehört, sonderbare Weise. Er folgt ihm in den dunkeln Wald. Zigeuner, die ihm prophezeien. Wunderbare Gruppe und Nacht. — (Ein junger Zigeuner singt ein kurioses Lied in der Trunkenheit und tanzt rasend mit einem Mädchen) — ** Geistererscheinung in einem Bergwerke — ** während die Wald-Flamme feurig lodert und spielt. Die Kunst läßt sich nicht abtrotzen oder als Vehikel eines großen Gemüts von selbst fordern. Was kann man ihr anders geben als sich selber ganz? Sie wird wirklich zur Geliebten, deren blaue Augen, roter Mund ewig keine Ruhe lassen. Im Frühling langt sie aus den duftigen Tälern mit weißen, ganz zarten Armen, um dich nur recht an ihr liebendes Herz zu drücken, das Waldhorn sagt dir, wie sie sich hinter den Bergen nach dir sehnt, die Vöglein und blaue Lüfte läßt dich die Treue viel tausendmal grüßen. In Mondnacht ist's, als weinte sie sehr und wollte dir gern ein tröstendes Liebeswort vertrauen. Aber sie kann nicht herüber aus der Ferne zu dir langen. Ja, glaube nur, sie weint auch um dich, sehnt sich auch recht sehr nach dir, deine Lieder bringen ihr auch süßen Schmerz. Liebe nur immer treu und aus allen Kräften deines Lebens, der Himmel bleibt nicht immer verschlossen.



Personenregister.

Nicht berücksichtigt ist der Name Josef Freiherr von Eichendorff und der des Herausgebers. Sonst sind auch die in den Anmerkungen vorkommenden Namen aufgenommen worden.

(Die Ziffern sind die Seitenzahlen.)



Inhaltsverzeichnis.



1892. I. Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter, Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungsversuche. M. 1.80.

II. Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen, Briefe und Tagebuchblätter. M. 1.80.

III. Dr. Freiherr von Hertling, Naturrecht und Sozialpolitik. (Vergriffen.)

1893. I. Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Kultusgebäude im Altertum. Mit 17 Abbildungen. M. 1.80.

II. Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbistum Bamberg. M. 1.20.

III. Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts. M. 1 50.

1894. I. Jul. Bachem, Die bedingte Verurteilung. M. 1.20.

II. Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates. M. 1.80.

III. Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tausen, der dänische Luther. 1494–1561. Zur 400jährigen Feier seiner Geburt. M 2.—.

1895. I. Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins. M. 2 25.

II. Dr. Albert Gockel, Das Gewitter. (Vergriffen.) In neuer erweiterter und illustr. Auflage bei J. P. Bachem, Köln erschienen. Geh. M. 4.50. Geb. M. 6 —.

III. Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's. M. 1.80.

1896. I. Prof. Dr. Heinrich Finke, Karl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen. Mit dem Bildnis Karl Müller's und sechs Bildertafeln. M. 2.70.

II. Professor Dr. Konrad Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. M. 2.—.

III. Julius Bachem, Bedingte Verurteilung oder bedingte Begnadigung? M. 1.20.

1897. I. Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi. M. 1.80.

II. Kirsch, Dr. J. P., Die Akklamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften. M. 1.80.

III. Zurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume". M. 1.80.

1898. I. Prof N. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. M. 1.50.

II. Dr. Heinr. Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach. Mit dem Bildnis des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. M. 2.—.

III. Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten. Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. Mit Abbildungen. Geh. M. 2.—.

1899. I. Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré. M 1.80.

II. Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker. M. 1.50.

III. Joseph Dahlmann, S. J, Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde. M. 2.25.

1900. I. P. Bernhard Duhr, S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen. M 1.80.

II. Dr. Johannes Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen. Mit Abbildungen. M. 1,80.

III. Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804–1806 M. 1.80.

1901. I. Dr. Herm. Cardauns, Die Görres-Gesellschaft 1876–1901. Denkschrift zur Feier ihres 25jährigen Bestehens, nebst Jahresbericht für 1900. M. 1.80.

II. Dr. Wilhelm Lossen. Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen. Nach statistischen Untersuchungen. M. 2.50.

III. Dr. Jos. Mausbach, Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben. Ein Wort zur Abwehr und zur Verständigung. 2. Auflage. M 2,50.

1902. I. Dr. H. J. Wurm, Die Papstwahl. Ihre Geschichte und Gebräuche. M. 2.—.

II. Prof. J Wimmer, Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt vom Beginn der biblischen Zeiten bis zur Gegenwart. Historisch-geographische Skizzen. M. 1.80.

III. Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres. Zweite Folge M. 1.80.

1903 I. u. II. Dr. Franz Kaufmann, Leopold Kaufmann, Oberbürgermeister von Bonn (1821–1898). M. 4.—.

III. Dr. Max Ettlinger, Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie. M. 1.50.

1904. I. Dr. K. Weiß, Kant und das Christentum. M. 1.80.

II. Dr. K. Krogh-Tonning, Hugo Grotius und die religiösen Bewegungen im Protestantismus seiner Zeit. M. 1.80.

III. Dr. St. Schindele, Reste deutschen Volkstumes südlich der Alpen. Eine Studie über die deutschen Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien M. 2.—.

1905. I. Dr. Gerhard Esser, Naturwissenschaft und Weltanschauung. M. 1.50.

II. Franz Falk, Die Bibel am Ausgange des Mittelalters. Ihre Kenntnis und ihre Verbreitung. M. 1.80.

III. Dr. Hans Rost, Der Selbstmord als sozialstatistische Erscheinung. M. 1.80.

1906. I. Dr. Franz Sawicki, Wert und Würde der Persönlichkeit im Christentum. M. 1.80.

II. Dr. Anton Baumstark, Abendländische Palästinapilger des ersten Jahrtausends und ihre Berichte. M. 1 50.

III. Wilhelm Kosch, Briefe und Dichtungen aus dem Nachlaß des Freiherrn Josef von Eichendorff. M. 1.80

Bericht über die Verhandlungen der Sektion für Philosophie. 29. 8. 1877. (Vergriffen.)

Jahresbericht der Sektion für Philosophie 1883. Geh. M. 1.80.

Inhalt: 1. Gloßner, Dr. M., Die objektive Bedeutung des aristotelischen Begriffs der realen Möglichkeit. — 2. Schütz, Prof. Dr. Die vis aestimativa s. cogitativa des h. Thomas von Aquin. — 3. Gutberlet, Dr. Constantin, Ueber den Ursprung des Lebens. — 4. Schneid, Prof. Dr., Die Objektivität der äußern Sinneswahrnehmung gegenüber der neuern Physiologie.

Jahresbericht der Sektion für Philosophie 1884. Geh. M. 1.80.

Inhalt: Vorbemerkung. 1. Das Système de la nature und die moderne Philosophie. Vortrag von Dr. Bach, Prof. in München. — 2. Ueber das philosophische System von Hermann Lotze, Vortrag von Dr. Karl Braig, Stadtpfarrer in Wildbad. — 3. Gefühl und Gefühlsvermögen Beitrag von Dr. Al. Schmid, Professor in München. — Einige Gedanken über Metaphysik und über ihre Entwickelung in der hellenischen Philosophie. Von Dr. Cl. Baeumker, Professor in Breslau.



Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). **Festschrift** z. Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewid. v. d. Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt M. 3,60. (Für Vereinsmitgl. u. Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlg. Preis: brochirt M. 3,—. (2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten u. Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. **Festschrift** zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt M. 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—27. Band, 1880—1906, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. M. 15,—. (10,—.)

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausgegeben von Dr. H. Grauert. I. Band, 1. Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Bruno Böhm (Freiburg, Herder, 1900). 114 S. M. 2,—. 2. u. 3. Heft: Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage. Grundlinien, Materialien und Forschungen von Dr. Franz Kampers. 192 S. M. 3.—. II. Band. 1. Heft: Dr. Rob. Reichenberger, Wolfgang von Salm, Bischof von Passau. 84 S. M. 1,50. 2. u. 3. Heft: Dr. Franz Fastlinger, Die wirthschaftliche Bedeutung der Bayerischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger. 182 S. M. 3,40. — III. Band, 1. u. 2. Heft: G. Schnürer, Die ursprüngliche Templerregel. 165 S. M. 2.80. 3. u. 4 Heft: M. Jansen, Papst Bonifatius IX. und seine Beziehungen zur deutschen Kirche IV. Band, 1. Heft: Prof. Dr. A. Dürrwächter, Christoph Gewold, Beitrag zur Gelehrtengeschichte der Gegenreformation, 134 S. Preis M. 2.60 2. u. 3. Heft: Dr. Jos. Schmidlin, Die geschichtsphilos. u. kirchenpolit. Weltanschauung Ottos v. Freising. 168 S. M. 3,60. — V. Band, 1. Heft: Dr. Erich König, Cardinal Giordano Orsini. 128 S. 2. u. 3. Heft; Dr. L. Steinberger, Die Jesuiten und die Friedensfrage 1635—1650. 215 S. M. 5,—.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 u. 108 Seiten groß 8°. Preis: je M. 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97. Zweite Auflage, Band I—V (1900—1904).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1.—19. Band. 8°. Fulda 1888—1906. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. v. der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. (1892—1904) Lex.-8° I. Bd I. Theil. Prof Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morones vom deutschen Königshofe (1539, 1540). 254 S. M. 7,40. I. Bd. II. Theil, P. K. Eubel, Die Avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. XX u. 231 S. M. 9,—. II. Bd. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrichs VIII. von England 1527—1534. 330 S. M. 9,80. — III. Bd. Prof Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während d. XIV. Jahrhunderts. 640 S. M. 20,—. — IV Bd. Dr. Ehses u. Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. 1585 (1584)—1590. Erste Abth.: Die Kölner Nuntiatur. 1. Hälfte: Bonomi in Köln. Santonio i. d. Schweiz. Die Straßburger Wirren. 488 S. M 15,—. — V. Bd. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Groppers nebst verwandt. Aktenstück. (1573—1576) 577 S. M. 15,—. VI. Bd. Prof. Dr. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. Auszüge aus den Cameralregistern des vatikanischen Archivs. 390 S. M. 14. — VII. Bd. Dr. Ehses Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. 1585 (1584)—1590. Erste Abth.: Die Kölner Nuntiatur 2. Hälfte: Ottavio Mirto Frangipani in Köln. 1587 bis 1590. LXI. u. 544 S. M. 22,—. — VIII. Bd. Prof. Dr. Schlecht, Andera Zamometic und der Basler Concilsversuch vom Jahre 1482. Erster Band. XII u. 333 S. M. 12,—. — IX. Bd. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Annaten in Deutschland während des XIV. Jahrhdts. Erster Band: Von Johann XXII. bis Innocenz VI. LVI u. 344 S. M. 13.—. — X. Bd. Dr. Rob. Reichenberger, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Nebst ergänzenden Aktenstücken 1585 (1584)—1590. II Abth.: Die Nuntiatur am Kaiserhofe: 1. Hälfte. Germanico Malaspina und Filippo Sega. L u 482 S. M. 20,—. — XI. Bd. Prof. Dr. Al. Meister, Die Geheimschrift im Dienste der päpstlichen Kurie. 450 S. — XII. Bd. P. Ehrle, Martin de Alpartils Chronica actitatorum temporibus domini Benedicti XIII. Erste Hälfte. XLII u. 616 S.

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum Nova Collectio. Tom. I: Diariorum pars prima. Herculis Severoli commentarius, Angeli Massarelli Diaria I.—IV. Collegit, edidit, illustr. Sebastianus Merkle. Friburgi Brisg. Sumptibus Herder. 1901. — Tom. II, bearbeitet von Dr. Ehses, ebend. 1903 (Vorgeschichte bis 1539. Dokumente 1536—45. Reformarbeiten Pauls III. Akten der ersten drei Sessionen).

Die Redaktion der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Kommission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstr. 35—43, zu adressieren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die **Teilnehmer** nur den Jahresbericht gratis und franko zugesandt.

Die Mitglieder und die Teilnehmer erhalten die auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [**nicht** jedoch das **Staatslexikon**, das **Concilium Tridentinum**, die **Studien und Darstellungen** und die **Quellen und Forschungen**] bei direktem Barbezug von dem General-Sekretär der Gesellschaft zu zwei Dritteilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

Adresse des General-Sekretärs **Dr. H. Cardauns, Köln,**
der Geschäftsstelle: **J. P. Bachem, Köln.**

